Nach Osten!

Sven Anders Hedin





Nach Osten!

Von Sven Hedin



: F.A. BROCKHAUS. 1916. PREIS 1 M

H 1



Kaiser Wilhelm und Erzherzog Friedrich.

Nach Osten!

Von

Sven Hedin



Leipzig: F. A. Brockhaus. 1916.

Dieses Büchlein ist ein Auszug aus dem gleichnamigen Werk Sven Hedins, das im Februar 1916 erscheinen wird. Die große Ausgabe umfaßt über 500 Seiten Text mit etwa 200 Abbildungen und kostet geheftet 8, gebunden 10 Mark.

F. A. Brockhaus.

Inhalt.

1. Hauptquartier Ost.

Durch meinen alten Freund Generaloberst von Moltke hatte mir Feldmarschall von Hindenburg Ende Februar 1915 nach Berlin hin telephonisch sagen lassen, daß ich im östlichen Hauptquartier herzlich willkommen sei. Wenige Tage später dampfte ich vom Bahnhof Friedrichstraße nach Osten ab. Am Mittag des 2. März hielt mein Zug in der kleinen Stadt L...., von der aus damals Feldmarschall von Hindenburg den Oberbefehl über die im Osten kämpfenden deutschen Heere führte.

Ein Offizier erwartet mich im Automobil, das uns geradeswegs nach dem Hause bringt, in dem der Generalstab sich einquartiert hat. Ich soll dem Generalleutnant Erich Ludendorff meine Aufwartung machen, dem Generalstabschef beim deutschen Oberbefehlshaber an der Ostfront. Nie werde ich das große Zimmer vergessen, in dem der General saß, umgeben von gewaltigen Tischen, die mit noch gewaltigeren zusammengeklebten Karten bedeckt waren. Blaue und rote krumme Linien bezeichneten die deutschen und russischen Stellungen. Römische und arabische Ziffern in den gleichen Farben gaben die Stellungen der verschiedenen Armeekorps und Abteilungen an, und zuweilen sah man auch in Klammern die Namen der Befehlshaber. Die Plätze der Artilleriegruppen waren in gewohnter Weise hervorgehoben.

Als wir eintraten, saß der General, die Feder in der Hand, über eine solche Karte gebeugt. Ich störte ihn jedenfalls in seinen Gedanken über neue Operationen. Aber die Unterbrechung verstimmte ihn nicht. Er begrüßte mich mit freundlichem Lachen und

kräftigem Handschlag und hieß mich beim „Oberbefehlshaber Ost" herzlich willkommen. Hindenburgs Generalstabschef macht auf alle, die den Vorzug haben, mit ihm in persönliche Berührung zu kommen, einen unauslöschlichen Eindruck. Sein Äußeres ist zugleich gewinnend und imponierend. Eine hohe Gestalt, ist er kräftig gebaut; seine Bewegungen sind vornehm und beherrscht; unter hochgewölbter Stirn blicken blaugraue Augen durchdringend und fest; die Nase ist aristokratisch gebogen. Der wohlgepflegte Schnurrbart vermag die äußerst bestimmten Linien der Lippen nicht zu verdecken. Er ist ein außergewöhnlich schöner Mann, und seine Züge strahlen, wie seine ganze Person, eine unbeugsame Energie und Willenskraft aus, eine unerschütterliche Entschlossenheit und eine Ruhe, die auch in den härtesten Stürmen nicht ins Wanken gerät. General Ludendorff ist einer der seltenen Menschen, die in einer glühenden Seele die titanische Kraft haben, Kriegsmassen ohne große Gebärden zu türmen. Die Scharen, die der Zar bei Tannenberg und in der Winterschlacht heranführte, vermochten nichts über diese eisenharte Seelenruhe — ebensowenig wie der Gedanke an die Zukunft. Ihm konnte man getrost „das Heil unsrer Brüder und Kinder, die Ehre und Sicherheit unsres Vaterlandes" anvertrauen!

Unsre Unterredung dauerte nur wenige Minuten. Der General fragte mich nach meinen Plänen und Wünschen. Nachdem ich darüber Auskunft gegeben hatte, schlug er vor, daß wir am Abend ein Programm für die nächsten Tage aufstellen wollten. Schließlich lud er mich auf 8 Uhr zum Abendbrot beim Feldmarschall, wo sich der ganze engere Stab versammelte.

Mein nächster Besuch galt dem Generalquartiermeister Oberst von E.........=.....; groß, schlank, sehnig, blond, unendlich liebenswürdig und sanft, ist er ein kluger, klarsehender Mann, ein Organisationsgenie, einer der Unentbehrlichen beim „Oberbefehlshaber Ost". Wenn der Stabschef alle die blauen und roten Zeichen auf seinen Karten im Kopfe hat und sie sich jeden Augenblick vor sein inneres Auge rufen kann, so weiß der Generalquartiermeister

die Stellung jeder einzelnen Truppe und welche Straßen und wie schnell sie marschieren muß, um rechtzeitig das bestimmte Ziel zu erreichen. Er arbeitet jetzt wie früher die Operationsübersichten aus. Unnötig zu sagen, daß die Bewillkommnung hier ebenso herzlich war wie beim Chef. Überall bin ich bei Hindenburgs Armeen nicht wie ein Fremder aufgenommen worden, sondern wie ein Freund. Ich fühlte mich auch von Anfang an im höchsten Grade heimisch.

Schließlich wurde ich eine Treppe höher im selben Hause geführt. Hier hatten die Generalstabsoffiziere und Adjutanten ihre Arbeitsräume. Im ersten machte ich die Bekanntschaft des ersten Adjutanten, Major C........, eines gemütlichen, heiteren Mannes, dessen Züge viele meiner Leser im Bilde gesehen haben, da er auf unzähligen Porträts des Feldmarschalls vorkommt, in dessen Gesellschaft er außerm Hause immer zu sehen ist. Er wurde im Scherz der „König des Ostens" genannt.

Im selben Zimmer saß auch der dritte Adjutant, Artilleriehauptmann von T....., und im zweiten Zimmer der zweite Adjutant, Hauptmann Hans Joachim von B........, Hindenburgs Schwiegersohn, in Friedenszeiten Landrat in Kolberg in Pommern, sowie Besitzer des Guts Großjustin im Regierungsbezirk Stettin. B........ ist ein außergewöhnlich feingebildeter Mann, vertraut mit ziviler und militärischer Organisation, ein gründlicher Kenner der deutschen Literatur — er konnte stundenlang Goethe und Schiller auswendig hersagen — und ein Sänger von Rang. Außerdem ist er ein herzensguter, liebenswürdiger Mensch, voller Mitgefühl und Humor, für alles interessiert, in allen Fragen anregend, lustig und munter — außer wenn er sich auf langen ermüdenden Fahrten im Automobil ein Schläfchen leistet! Er wurde mein Spezialfreund und war mein Wirt bei den verschiedenen Besuchen, die ich dem Hindenburgschen Hauptquartier abstattete.

Die Offiziere des Stabes hatten ihre Quartiere verstreut in verschiedenen Privathäusern, deren Besitzer nach sicherern Orten verzogen waren. Die höheren Herren nahmen ihre Mahlzeiten am

Tisch des Feldmarschalls ein, die übrigen in kleinen Gruppen oder an ein paar langen Tafeln im Hotel Kaiserhof. C........, B........, T..... und Fleischmann, Hauptmann im österreichischen Generalstab, wohnten in einem schönen Haus neben der Villa des Feldmarschalls und des Generalstabschefs. B........ hatte zwei große Zimmer mit Fenstern und Balkon auf die Straße hinaus. Nachdem die notwendigsten Besuche erledigt waren, begab ich mich dorthin, und das eine Zimmer wurde mir zur Verfügung gestellt.

In feierlichen Worten voll prächtigen Humors ermahnte mein Wirt seinen Burschen, den „landwirtschaftlichen Administrator" Schulz aus Mecklenburg, sich des schwedischen Gastes anzunehmen und es mir nach bestem Vermögen recht zu machen. Schulz klappte die Hacken zusammen und antwortete in seinem unnachahmlichen norddeutschen Dialekt: „Jawoll, Herr Hauptmann!" Er war ein großer, breitschultriger Mann von genau demselben Format wie der Oberbefehlshaber im Osten selber. Als daher Professor Hugo Vogel ins Hauptquartier kam, um das Porträt des Feldmarschalls zu malen, eines im Sitzen und eines im Stehen, die Hand am Säbelgriff, da mußte Schulz die Feldherrnuniform anlegen und für den Körper sitzen und stehen, während Hindenburg selbst nur Zeit hatte, für seinen weltberühmten, inhaltschweren Kopf zu sitzen. Schulz bildete sich nicht wenig auf diese Ehre ein. B........ nannte ihn denn auch mit komischem Ernst „Feldmarschall Schülzken", und Schulz' feuchte Augen glänzten vor Zufriedenheit, als er das unvermeidliche „Jawoll, Herr Hauptmann!" antwortete. Als Landsturmmann gehörte er zum 1. Garderegiment zu Fuß und kam dann als Pferdepfleger zu B........, als dieser an der Westfront stand. Nun ist er sein Bursche, ein treuer, ehrlicher, muntrer und arbeitsamer Mensch.

2. Der Feldmarschall.

Kurz vor 8 Uhr begab ich mich in die Villa des Oberbefehlshabers. Von der Straße war sie durch ein Gitter getrennt, und über dem Garteneingang las man auf einem ovalen

Schild, ähnlich einem kleinen Triumphbogen, die beiden Worte: „Herzlich willkommen!"

Im Salon versammelten sich die Offiziere des Stabes und die Gäste des Tages. Zuletzt kam Generalleutnant Ludendorff. Man unterhielt sich in kleinen Gruppen. Punkt 8 Uhr vernahm man im Nebenzimmer die schweren, gemessenen Schritte des Feldmarschalls, und eine stattliche, volle, kräftig gebaute Gestalt erschien auf der Schwelle. Ich brauche nicht erst den Versuch zu machen, diese ernsten, herben, strengen Züge zu beschreiben, die wehmütigen, aber freundlichen Augen, den festen Mund, das aufrechtstehende graue Haar und den dichten, in scharfem Bogen abwärts gehenden Schnurrbart. Das Bild ist jedem Deutschen und jedem Schweden bekannt. Als ich vor dem berühmten Manne stand, dachte ich an die alten Germanen im Teutoburger Wald. Seine Taten werden wie die ihren bis ans Ende der Zeiten leben; denn sie haben sich dem Volksbewußtsein sofort als übermenschlich eingeprägt, und die Liebe des Volkes hat seinen Helden schon jetzt mit dem Schimmer der Sage umwoben.

Hindenburg ist auch ein Sproß von uraltem germanischen Häuptlingsstamm, selber ein Häuptling. Nicht etwa die einzelnen Gesichtszüge sind merkwürdig und verraten ungewöhnliche Eigenschaften — wäre der Sieger von Tannenberg ein deutscher Bauer, so würde niemandem sein Aussehen auffallen. Man würde nur sagen, dieser Bauer habe außergewöhnlich kräftige, männliche und grundehrliche Züge, und man würde vermuten, daß er die 68 Jahre seines Lebens viel gearbeitet und gegrübelt habe. Die Gestalt und der große Kopf, der Mann selbst sagt, was und wer er ist, der Feldherr, der die moskowitische Dampfwalze zerbrach, und der auf dem Posten, auf den ihn sein Kaiser und Herr gestellt hat, fortfahren wird, Deutschlands Feinde zu vernichten.

So sah ich ihn das erste Mal, die personifizierte Sicherheit und Zuverlässigkeit, eine Atmosphäre von unerschütterlicher Ruhe ausstrahlend. Und ich begriff etwas von der Macht der Persönlichkeit im Kriege, der Macht, mit der der Heerführer über die Masse gebietet.

Lautlos still war es im Zimmer geworden, und alle standen stramm. Aber der Feldmarschall veränderte keine Miene, er sah ebenso ernst aus wie zuvor, als er meine Hand drückte und die Worte über der Einfahrt wiederholte: „Herzlich willkommen!" Dann begrüßte er die übrigen Gäste, machte dem Stab eine leichte Verbeugung und lud uns ein, ihm in das Speisezimmer nebenan zu folgen.

Dieses bestand genau genommen aus zwei zusammenhängenden Zimmern. Im ersten war für 9 Herren des Stabs gedeckt, im zweiten — von dem aus eine Wendeltreppe in die Privaträume des Feldmarschalls und seines Stabschefs hinaufführte — stand ein Tisch für 16 gedeckt. Hier nahm der Wirt in der Mitte der einen Längsseite Platz, und ihm gerade gegenüber war mein Name auf einen kleinen Zettel geschrieben. Die Anwesenden waren: der Staatssekretär im Reichskolonialamt Solf, der frühere österreichisch-ungarische Botschafter in Berlin Graf Metternich, die weiteren Exzellenzen von L..... und F...., Generalleutnant Ludendorff, Oberst E........-....., die Oberstleutnants H......., R.... und K....., Major von B........., Geheimrat K.... und die Hauptleute von W....., K..... und H.......

Die Gäste wurden mit schäumendem Champagner willkommen geheißen. Die Stimmung war ausgezeichnet, und das Gespräch ging hurtig wie die Weine und Gerichte. Von der englischen Aushungerung war auch hier nichts zu spüren! Nichts fehlte an einem vollständigen eleganten Diner. Schließlich wurden Kaffee, Likör, Zigarren und Zigaretten und brennende Lichte von achtsamen Soldaten herumgereicht. Im übrigen herrschte in der Villa des Oberbefehlshabers große Einfachheit. Sie war klein und die Räume beschränkt. Der Feldmarschall hätte kaum mehr Gäste an seiner Tafel sehen können als die 24, die jetzt dort waren.

Wir besprachen die Weltbegebenheiten und was die Zukunft wohl im Schoße tragen könne. Die Ansichten, denen da Ausdruck gegeben wurde, sollen das Geheimnis der Tischgäste bleiben. So viel aber kann verraten werden, daß scharfe Worte nicht

gespart wurden gegen die, die diesen unheimlichen Krieg über die Menschheit gebracht und mit illoyalen Mitteln und durch Zwangsmaßnahmen einen neutralen Staat nach dem andern zum Krieg gegen Deutschland zu treiben versucht haben. „Aber laßt sie nur kommen, einen nach dem andern, wir nehmen es noch mit ein paar mehr auf und werden schließlich doch siegen." So war die Stimmung — und man dachte besonders an Italien, dessen Haltung für höchst unzuverlässig angesehen wurde. Doch hielten manche das Eingreifen dieser Macht für undenkbar. Daß ein Mitglied des Dreibunds neutral blieb, während die beiden übrigen von der halben Welt angefallen wurden, war schon schlimm genug. Daß man aber die Waffen gegen die eigenen Bundesbrüder kehren könne, das wollte und konnte man nicht glauben. Man dachte vom italienischen Volk noch zu hoch, um von ihm eine so niedrige und feige Handlung voraussetzen zu können.

Der Feldmarschall richtete einige Fragen an mich über meine Eindrücke von der Westfront und gab der Hoffnung Ausdruck, daß ich mich in meinen Erwartungen an der Ostfront nicht betrogen sehen möchte. Er sprach vom Kaiser, dem obersten Kriegsherrn der Armee, und war glücklich, im Herbst seines Alters noch einem solchen Monarchen dienen zu dürfen. Als ich äußerte, es müsse für ihn auch eine Quelle unendlicher Freude und Befriedigung sein, zu wissen, daß er sein bedrohtes Vaterland von einem mächtigen und raubgierigen Feind befreit habe, antwortete er ganz einfach und anspruchslos: „Ja sehen Sie mal, Herr Doktor, ein Soldat muß auch Glück haben!" Für seine großen Siege gibt Paul von Hindenburg in erster Linie Gott die Ehre, der mit ihm gewesen, dem Kaiser, der ihm den verantwortungsvollen Posten im Osten anvertraut, Ludendorff, dem unentbehrlichen, klarsehenden Generalstabschef, seinem ganzen ausgezeichneten Offizierskorps und schließlich, aber nicht zum wenigsten, seinen tapferen Soldaten. Für seinen Teil erhebt er keinen Anspruch auf Auszeichnung oder Ruhm. Es ist ihm wohl eine stille Freude, zu fühlen, wie er des ganzen deutschen Volkes Herz und seine unvergängliche Dank-

barkeit besitzt. Aber er brüstet sich nicht damit. Er ist dankbar für den Glanz, der durch ihn seinem Vaterland zuteil geworden, und ist und bleibt demütig vor Gott und den Menschen.

Die Abendmahlzeit war zu Ende, und die Kaffeetassen standen leer. „Vielleicht haben die Herren Lust, ins Vorderzimmer zu kommen und ein Glas Bier zu trinken?“ Und wir gingen nun zum Bier und scharten uns um den berühmten Wirt. Es war ein ungezwungenes Beisammensein mit lustigen Reden und Scherzen. Man wäre nicht leicht auf den Gedanken gekommen, daß man sich in einem der Brennpunkte des Kriegs und an einer Stelle befand, wo die operative Leitung der deutschen Armeen im Osten zusammenlief. Die Hand, die eben noch so hart zugeschlagen hatte, sah man jetzt ganz friedlich ein Getränk aus Wasser, Zitrone und Zucker zusammenrühren. Niemand hatte Eile. Man ging nicht aus und ein mit Rapporten und Meldungen. Hier schien alles seine Zeit zu haben. Die Sorge wurde weggelegt, sobald man den Arbeitstisch verließ. Es war, als ob der Krieg schon zu Ende wäre und keine Gefahr mehr drohen könne. Der Feldmarschall saß, bequem in seinen Lehnstuhl zurückgelehnt, die Fingerspitzen gegeneinandergespreizt, und erzählte ein paar Erinnerungen aus seiner Jugend, aus dem Krieg von 1870 und von der Kaiserkrönung in Versailles. Dann kam er auf die letzten Ereignisse im nordöstlichen Polen und machte mir schließlich den Vorschlag, nach einem Besuch im Gouvernement Suwalki auch einen Abstecher in die von den Russen verheerten Teile Ostpreußens zu unternehmen. Denn wer nicht die unheimlichen Spuren einer russischen Invasion gesehen habe, der wisse nicht, was „die russische Gefahr“ bedeute.

Unter den Gästen des Generalfeldmarschalls war auch Professor Hugo Vogel, dessen beide Versuche, den Oberbefehlshaber in Öl zu malen, so wohlgelungen sind. Major C........ erzählte mir, er habe seine liebe Not damit, die deutschen Porträtmaler im Abstand zu halten. Noch schlimmer sei es mit der unerhörten Post, die jeden Tag ankäme. Es sei unmöglich, alle Briefe zu beantworten. Nur Schreiben von besonderem Interesse würden

dem Feldherrn vorgelegt. Wenn er alle lesen wollte, hätte er längst seinen Abschied nehmen müssen und wäre auch dann nicht damit fertig geworden! Es kämen auch Verse und Kompositionen, Autographen- und Porträtsammler, und dann liefen Briefe von Kindern ein, die den großen siegreichen Feldherrn „Lieber Onkel Hindenburg" anredeten und sich „sehr zufrieden" erklärten mit dem, was er bisher geleistet habe!

Ich hatte später noch oft die Ehre, Hindenburgs Gast zu sein, und er gab mir da verschiedene Einblicke in seinen Lebensgang. Auf diesen Mitteilungen, vor allen Dingen aber auf dem Bericht, den mir eines Abends sein Schwiegersohn gab, ist die folgende kurze Schilderung aufgebaut.

Als etwas Charakteristisches will ich zuerst hervorheben, daß Hindenburg während des russischen Feldzugs so wenig wie nur möglich seine Friedensgewohnheiten geändert hat. Er arbeitet, geht spazieren, ißt und schläft zur gleichen Zeit und ebenso lange wie im Frieden. Er läßt sich in seinen Gewohnheiten und in seiner Ruhe nicht stören. Er hält an dem fest, was ihm einmal lieb und nützlich geworden und was ihm wohlbekommt.

Im Feld wie im Frieden beginnt er seine Arbeit unmittelbar nach dem ersten Frühstück. Er steht im Sommer um 6 Uhr auf, im Winter eine Stunde später. Das Arbeiten dauert bis gegen 11 Uhr. Darauf wird bei jedem Wetter und zu allen Jahreszeiten ein ausgiebiger Spaziergang unternommen, jetzt im Kriege, wie früher im Frieden. Ich sah ihn ein paarmal in sein gedecktes Automobil steigen und mit seinem Adjutanten aufs Land hinausfahren, um in irgendeinem friedlichen Wald mehr oder weniger gebahnte Wege zu wandern. Fünf Minuten vor 1 kommt er zurück, um sich für das Mittagessen fertig zu machen, das Punkt 1 beginnt. Man könnte seine Uhr nach seiner äußerst genauen Einteilung der Stunden des Tages stellen. Das Essen ist einfach; er trinkt dazu gern ein Glas Moselwein.

Wenn er vom Mittagstisch aufsteht, geht er direkt in seine Zimmer hinauf, um zu ruhen. Um 4 Uhr beginnt die Arbeit

wieder und dauert bis einige Minuten vor 8. Im Frieden genießt er gegen 4 Uhr im Familienkreis Kaffee mit Kuchen, ein sogenanntes Vesperbrot, worauf er Besuche empfängt und, je nachdem, mit den Seinen ausgeht oder arbeitet. Er sieht immer, nicht zum wenigsten im Felde, Gäste an seinem Tisch und hat ein großes Vergnügen daran, sich mit ihnen zu unterhalten und selbst über die brennenden Tagesfragen zu sprechen.

Punkt 8 Uhr wird die Abendmahlzeit eingenommen, und die Unterhaltung beim Bier dauert bis gegen 11. So geht es den einen Tag wie den andern, ohne Störung. Wie der Krieg nicht vermocht hat, Hindenburgs Lebensweise zu ändern, so haben auch des Krieges Härte und seine weltgeschichtlich bedeutungsvollen Ereignisse seine überlegene Geistesstärke nicht beunruhigen können. Er war genau derselbe während der masurischen Tage Anfang Februar wie jetzt. Als im Dezember alles für Scheffer und Litzmann bangte, da sie von den Russen östlich von Lodz hoffnungslos eingeschlossen zu sein schienen, bewahrte Hindenburg seine Gelassenheit und fragte, als eben die Unruhe am größten war, woher die prächtige Torte gekommen sei, die auf dem Mittagstisch stand! Sie war von der Mutter eines jungen Leutnants geschickt worden, und diese empfing dafür seinen besonderen Dank. Die scheinbar eingeschlossenen Korps brachen denn auch mit jener kalten Entschlossenheit durch, die der Feldherr sich berechtigt glaubte, von ihnen zu erwarten, und sie machten obendrein 12000 Gefangene! Eine solche Ruhe ist wohl zum großen Teil eine Gabe der Natur. Sie ist aber auch eine Folge der Erziehung zum Tragen der schwersten Verantwortung, worin die deutschen Offiziere von Anfang an geübt werden.

Hindenburg ist der Abgott der Soldaten; denn der Sieg ist an seinen Feldherrnstab gebunden. Die Soldaten werden durch seinen bloßen Namen zu den allergrößten Anstrengungen angefeuert und gehen mit Begeisterung für ihn in den Tod. Unser Held ist aber auch wie ein Vater für seine Truppen, und er kümmert sich in jeder Weise um ihr Wohlergehen.

Rührend ist das Verhältnis zwischen Hindenburg und seinem Generalstabschef. Nur der Tod kann ihren Treubund lösen. Es ist oft gefragt worden, ob der Feldmarschall oder der Generalstabschef die Operationen plant, aber man kann überzeugt sein, daß die beiden sich ergänzen. Doch trägt der Feldherr allein die Bürde der Verantwortung. Der Oberbefehlshaber und sein Generalstabschef sind so nicht nur durch die Bande der Freundschaft, sondern auch durch die gemeinsame fruchtbringende Arbeit untrennbar verbunden. Wenn man die beiden Generale sich unterhalten sieht, hat man ein Gefühl von unbezwinglicher überwältigender Kraft. Der „Feldherr der Zukunft" ist der Name, den der Feldmarschall seinem Ludendorff gegeben hat, und was dieser von seinem Vorgesetzten denkt, das ist an der Ostfront allen wohlbekannt. Die Worte, die Prinz Joachim einmal dem Schwiegersohn Hindenburgs schrieb, können als Ausdruck der Gefühle dienen, die das ganze Heer für den Sieger von Tannenberg hat: „Sie wissen, ich bin kein Schuster, aber für Hindenburg lasse ich mich gerne totschlagen!"

Im Frühjahr 1866 verließ Hindenburg das Kadettenkorps und wurde Offizier. In seinem Zeugnis erhielt er die Bezeichnung „Selektaner", d. h. „besonders zum Offizier geeignet".

Im Feldzug desselben Jahres diente er beim 3. Garderegiment zu Fuß. Der junge Leutnant zeichnete sich in der Schlacht von Königgrätz bei der Erstürmung einer feindlichen Batterie aus, wobei ihm der Helm vom Kopf geschossen und er selbst verwundet wurde. Nach Kriegsschluß kam er nach Hannover, und dieser Stadt hat er seither seine besondere Vorliebe bewahrt.

1870 war Hindenburg zuerst Regimentsadjutant und dann Regimentsquartiermeister. Als solcher repräsentierte er sein Regiment bei der Kaiserhuldigung in Versailles am 18. Januar 1871; aber auf Werners berühmtem Gemälde sieht man nur die Spitze seines Helms.

Nach dem Krieg war er drei Jahre auf Kriegsakademie, worauf er in den Großen Generalstab eintrat. 1879 wurde er nach Stettin versetzt, wo er sich mit Fräulein Gertrud Wilhelmine von Sperling verheiratete, einer Tochter des Generals von Sperling

aus einem Geschlecht, das auch Schweden berühmte Krieger geschenkt hat. Die Ehe wurde hervorragend glücklich. Über Königsberg und Fraustadt ging dann Hindenburg wieder zurück zum Großen Generalstab nach Berlin, während er gleichzeitig Lehrer der Taktik an der Kriegsakademie wurde. Nachdem er dann eine Zeitlang als Abteilungschef im Kriegsministerium Dienst getan hatte, bekam er 1891 das Regiment in Oldenburg. Zwei Jahre später wurde er Stabschef beim damaligen Erbgroßherzog von Baden, dem Chef des VIII. Armeekorps in Koblenz, und im Jahre 1900 nach Karlsruhe versetzt als Chef der 28. Infanteriedivision.

Zu dieser Zeit trat B........, damals Regierungsassessor in Frankfurt a. M., der Familie näher. Seine Auserkorene, Hindenburgs älteste Tochter, lernte er in Brunnen am Vierwaldstättersee kennen. Die Trauung wurde im Jahre 1902 in Karlsruhe in der Hofkapelle vollzogen und durch die Gegenwart der Großherzogin Luise geehrt.

Im Frühjahr 1903 übernahm der General das IV. Armeekorps in Magdeburg und behielt es acht Jahre lang. Im Bereich seines Armeekorps lag auch das Städtchen Lützen bei Leipzig. Bei der Einweihung der dortigen Gustav-Adolf-Kapelle am 6. November 1907 sah man daher auch in der ersten Reihe der anwesenden Deutschen nächst dem Vertreter des Kaisers, dem Prinzen Eitel Friedrich, den General der Infanterie von Beneckendorff und von Hindenburg. Im Jahre 1911 ging er nach Hannover in Ruhestand und war damit aus dem aktiven Militärdienst ausgeschieden. Das Jahr darauf verheiratete er seine zweite Tochter mit dem Chef der Reitschule in Hannover, Herrn P... aus Lüneburg, jetzt Ordonnanzoffizier beim X. Reservekorps.

Nun folgten einige ruhige Jahre in Hannover, in denen sich Hindenburg mit kriegshistorischen Studien und mit der Lektüre von Memoiren politischen und militärischen Inhalts beschäftigte. Er forschte auch in der Geschichte seiner Familie und widmete sich im übrigen den Seinen und einem kleinen ausgewählten Kreis von Freunden. Zu diesen gehörten sein früherer Lehrer und Chef, der



von Hindenburg



Russische Gefangene in der Kirche von Suwalki.

kürzlich verstorbene Feldmarschall von Bock und Polach, der Kultusminister Studt und der General der Infanterie, jetzige Generalfeldmarschall von Bülow.

Hindenburg spielt nicht Karten, ab und zu legt er eine Patience oder spielt eine Partie Halma. Er hat keinen ausgeprägten Sinn für Musik, liebt aber die anfeuernden frischen Töne der Militärmusik. Wirklich gute Poesie und künstlerisch ausgeführte Gemälde schätzt er hoch. Im Theater ist er ein ziemlich seltener Gast. Er spricht fließend Französisch, ist aber kein Freund Englands.

Viel Zeit verwandte er auf Reisen. Unmittelbar nach seinem Abschied besuchte er mehrere Monate Italien und begab sich später oft auf das alte Familiengut Neudeck im Kreise Freystadt in Westpreußen, wo sein Bruder, früher Major beim 2. Hannoverschen Dragonerregiment Nr. 16, bis zu seinem Tode lebte. Gern reiste er auch nach Schreiberhau im Riesengebirge, um seinen Schwager zu besuchen, Exzellenz von Manstein, der mit einer Schwester von Hindenburgs Frau verheiratet ist.

Jeden Sommer stattete der General seinem Schwiegersohn auf seinem Gute Großjustin bei Cammin in Pommern einen längeren Besuch ab. Hier gab sich der alte Herr den stillen Freuden des Landlebens hin und besuchte oft und gern die nahegelegene Ostseeküste.

Hier war es auch, wo er am 30. Juli 1914 die Nachricht vom verschärften Kriegszustand erhielt. Voller Stolz und Siegesgewißheit verschlang er die folgenschweren Telegramme dieser denkwürdigen Tage, als das Geschick der Welt an einem Haar hing, das zerriß. Aber es schmerzte ihn auch tief, nun nicht mehr auf ein Kommando Anspruch erheben zu können. Seine Zeit war ja schon vorbei. Er gehörte zu der Generation, die dahinging. Jüngere Kräfte sollten nun zur Verteidigung des Vaterlandes vorrücken.

Er hatte jedoch nicht die Ruhe, in einer solchen Zeit auf dem Lande zu bleiben, sondern begab sich sofort nach Hannover, um bei der Hand zu sein, wenn doch vielleicht ein Ruf auch zu ihm gelangen sollte. Am Tag darauf, am 31. Juli, trat Bahnsperre ein; er kehrte also im letzten Augenblick nach Hause zurück.

Hier verfolgte er die Ereignisse mit leidenschaftlicher Aufmerksamkeit. Auf seinen Karten zeichnete er den Gang der russischen Invasion in Ostpreußen ein und wußte jeden Tag, was er getan haben würde, wenn ihm die Verteidigung des nordöstlichen Grenzlandes anvertraut gewesen wäre.

So über seine Karten gebeugt, fand ihn am 21. August sein Diener, der ihm ein Telegramm hereinbrachte. Er öffnete es und las, daß „Seine Majestät der Kaiser ihm unter gleichzeitiger Ernennung zum Generalobersten und unter gleichzeitiger Rückpatentierung ein ihn ehrendes Kommando anvertraut habe".

Man wird seine Gefühle verstehn und begreifen, daß er mit einem Male zehn Jahre jünger wurde, und um nochmal zehn Jahre wurde gewiß seine Arbeitskraft verjüngt, als ihm bald darauf ein neues Telegramm meldete, daß gegen Abend ein Extrazug ihn nach Osten führen solle, und daß er in diesem Zug seinen Generalstabschef Ludendorff finden werde! Das war am Abend des 22. Augusts. Fünf Tage später begann die Schlacht bei Tannenberg, die Hindenburg in die erste Reihe der deutschen Heerführer während des großen Krieges stellte und seinen Namen unsterblich machte.

3. Warum die Russen Krieg führen.

Am 3. März fuhr ich über Lyck und Ossowiec nach Suwalki. Verwüstete Häuser und geplünderte Wohnungen bezeichneten den Weg der Kosaken. Beträchtliche Teile der kleinen Stadt Lyck waren von den Russen zerstört, und den Markt umgaben Brandruinen. Sogar das Innere der Kirche war verwüstet, und die Glocke lag auf den Bodenfliesen. Die ganze Straße von Lyck bis zur Grenze führte durch verwüstetes Land. Der Unterschied zwischen deutscher und slawischer Kultur stach nirgendwo so in die Augen, wie in dem Grenzdorf Prostken: seine deutsche Seite war völlig zerstört, die russische stand unberührt. Die Russen hatten natürlich ihr eigenes Land geschont, und die Deutschen es auf ihrem Vormarsch verschmäht, mit gleicher Münze heimzuzahlen.

Am Abend kam ich nach Suwalki, wo die .... te Armee unter ihrem Chef, Generaloberst von Eichhorn, ihr Oberkommando hatte. Vor dem Abendessen besuchte ich die dortige griechisch-orthodoxe Kirche. Hier lagen 16000 russische Kriegsgefangene unter Bewachung einer Landsturmabteilung von einem Feldwebel und 25 Mann. Ein Russe, der Deutsch sprach, fungierte als Dolmetscher. Die Kirche umgab ein eisernes Gitter, das ihren Hof von der Straße trennte. Man kochte gerade die Hauptmahlzeit des Tages und benutzte dazu die Mithilfe der Gefangenen. Auf dem Speisezettel stand diesmal Erbssuppe mit Fleisch und Kartoffeln. Die Zubereitung war ebenso nahrhaft wie wohlschmeckend, und die Russen erklärten sich höchst zufrieden. In den Zeitungen der Entente liest man oft, die russischen Gefangenen lebten in Deutschland unter der Hungergrenze. Wer solche Gerüchte verbreitet, hat niemals einen russischen Gefangenen, noch weniger seine Kost gesehen. Schlechte und unzureichende Kost gibt einen guten Nährboden für verheerende Seuchen in Lagern, wo hungrige Menschen zusammengehäuft sind. Die Deutschen sind viel zu klug und zu vorsichtig, um durch unhygienische Behandlung ihrer Kriegsgefangenen die Teufel der Cholera und des Typhus in ihrem Land zu entfesseln. Die Gesundheit der Fremden wird ebenso genau überwacht wie die der eigenen Truppen, nicht bloß deswegen, weil die Deutschen keine Barbaren, Hunnen oder Boches sind, sondern weil so etwas im eigenen wohlverstandenen Interesse der Deutschen liegt.

In der Kirche von Suwalki herrschte jetzt deutsche Ordnung und Organisation. Die Russen wurden zugweise herauskommandiert und mußten reihenweise an den Kesseln vorübermarschieren, neben denen sie, einer nach dem andern, ihre Suppenschüsseln hinhielten, die ihnen aus der Kelle des Kochs gefüllt wurden. Dann ging die Schar wieder in die Kirche zurück und nahm in Gruppen an den Wänden und Säulen Platz. Wetterhart und gebräunt waren diese Söhne der Steppe, und prächtig nahmen sie sich aus im roten Schein der Feuer. Sie gingen stumm, still und

2*

geduldig ihren Gang zu den Fleischkesseln, sie zankten sich nicht, sie stießen sich nicht, sie warteten nur, bis sie an die Reihe kamen, und begriffen, daß es nicht schneller gehen konnte. Es war hier auf alle Fälle friedlicher als in den Schützengräben, wo von den russischen Soldaten noch viel mehr Geduld verlangt wurde. Dort wartete man auf den Tod, hier auf die warme Suppe!

Hunderte von Gefangenen hatten schon ihr Mahl verzehrt, die übriggebliebenen Brotstücke in ihre Provianttaschen gepackt und saßen nun da und plauderten, rauchten Zigaretten oder richteten ihr mehr als einfaches Nachtlager auf dem Steinboden her. Eine wunderliche Stimmung herrschte in dieser Kirche, wo stumme und feierliche Heiligenbilder auf die Soldaten herabsahen und die schimmernde Vergoldung der Ikonostasis und bunte Schutzpatrone sich scharf von der Armut und der Niederlage abhoben. Die Kirche war dürftig beleuchtet. Die Russen saßen um kleine elende Lampen, deren qualmende Flammen im Windzug flackerten, und töteten ihre Läuse zwischen den Daumennägeln.

Es roch nicht allzu gut in diesem Tempel. Die russischen Soldaten sind von einer ganz besonderen Atmosphäre umgeben. Das Hauptingredienz dürfte das Fett sein, mit dem sie ihre Stiefel eingeschmiert haben. Dazu kommt das Leder, die Uniform, die Unterkleidung mit dem täglich erneuten, in der Nacht eingetrockneten Schweiß. Und schließlich die unzähligen Generationen von Läusen, die ihr Blut zwischen den Nägeln des Besitzers vergossen haben. Genug, das Ganze gibt einen eigenen Geruch, der noch lange in den verlassenen Schützengräben haften bleibt. Man braucht wahrhaftig kein Jagdhund zu sein, um zu wittern, wo russische Truppenmassen vorgerückt sind!

Von rauchenden Suppenschüsseln und Lampendochten und der menschlichen Ausdünstung stiegen leichte Dampfwolken empor und trugen dazu bei, die hohen finsteren Kirchenwölbungen noch mehr in Dunkel zu hüllen.

Hohe Kriegergestalten in grauen Lammfellmützen oder den gewöhnlichen russischen Uniformmützen und in feldgrauen, ins Braune

hinüberspielenden langen Mänteln zogen wie Schatten vorüber und bildeten eine entzückende Staffage zu der griechisch-katholischen Architektur. Ein eigentümliches Summen gedämpfter Stimmen, russische Worte und das Scharren harter Absätze auf dem Steinboden hallten unter der Wölbung wider, von Zeit zu Zeit unterbrochen von den Kommandorufen der deutschen Wachtposten, wenn neue Abteilungen auf den Küchenplatz hinaus sollten. Doch hörte man sie niemals unfreundliche Worte an die Gefangenen richten. Durch ihre untadelige, gutdisziplinierte Aufführung gaben diese auch den Wachtposten keinen Anlaß zu Strenge. Es ist außerdem ein durchgehender Charakterzug der deutschen Soldaten, daß sie mit denen, die in Feindeshand gefallen, ihrer Waffen beraubt und daher wehrlos sind, brüderliches Mitleid fühlen.

Wohl hatte ich schon in Döberitz bei Berlin russische Gefangene gesehen, und noch gestern eine Schar, die vor der Villa des Feldmarschalls die Straße kehrte. Aber heute hatte ich zum erstenmal unmittelbar vom Schlachtfeld Gekommene vor mir. Später sah ich sie fast täglich während meiner fünfmonatigen Reise vom äußersten Vorposten bei Memel bis zum letzten bei Czernowitz, auf einer Automobilfahrt von 12000 Kilometern an einer 1200 Kilometer langen Front. Aber ich will schon jetzt sagen, daß diese russischen Gefangenen einen recht sympathischen Eindruck machten, nicht zum wenigsten deswegen, weil sie die Opfer einer grausamen und unwürdigen, einer despotischen Politik sind.

Soweit verstehe ich auch die Freundlichkeit der deutschen Soldaten gegenüber den waffenlosen Russen. Aber sonst setzte sie mich in Erstaunen. Oder waren das nicht dieselben Russen, die eben erst die Grenzmarken in Ostpreußen so verheert hatten, wie es nur die wilden, blutdürstigen Mordbrennerhorden Attilas und Dschingis Chans taten? Hatten nicht diese selben Soldaten unschuldige deutsche Mädchen und Frauen geschändet? Hatten sie nicht Tausende von Gehöften niedergebrannt und Städte so verwüstet, daß ihre Totenstille mit Pompeji und Herculanum wetteifern konnte? Vielleicht waren unter den Wachtposten Brüder oder Männer

brutal vergewaltigter Frauen. Es wäre da weniger zu verwundern gewesen, wenn sie, schäumend vor Zorn, die Gelegenheit benutzt hätten, solchen Übeltätern mit den Kolben die Schädel einzuschlagen. Aber sie taten das nicht. Das entspricht weder der deutschen Gemütsart, noch der Disziplin im deutschen Heere.

Ich ging in der Kirche umher und sprach mit einer Gruppe von Gefangenen.

„Seid ihr mit der Behandlung zufrieden?"

„Ja, wir können uns nicht beklagen. Gefangene können es nicht besser haben als wir."

„Bekommt ihr genügend Essen?"

„Ja, die Suppe ist vortrefflich und die Fleischportionen groß. Aber wir bekommen zu wenig Brot."

„Ihr begreift doch wohl, daß man in solchen Zeiten, wie den jetzigen, das Brot sparen muß."

„Zu Hause in Rußland bekommen wir so viel Brot, wie wir essen können."

„Rußland ist reicher an Getreide als Deutschland. Hier muß gespart werden. — Und wie gefällt euch euer Quartier hier in der Kirche?"

„Gar nicht so übel, nur ist es etwas hart und kalt auf dem Steinboden."

„Ist es vielleicht wärmer und weicher im Schützengraben?"

„Nein, hier ist es besser."

„Warum seid ihr denn in diesen fürchterlichen Krieg gezogen?"

„Dafür können wir nichts. Die Obrigkeit hat uns dazu gejagt und gezwungen. Wir haben nichts andres zu tun als zu gehorchen."

„Warum führt Rußland Krieg gegen Deutschland?"

„Das wissen wir nicht."

„Es gibt aber doch wohl einen Grund zu dem Krieg?"

„Wir haben davon keine Ahnung. Uns hat die Obrigkeit nur befohlen, ins Feld zu ziehen."

„Was denkt ihr von dem Krieg?"

„Er ist dumm und zwecklos. Wir haben niemals Verlangen getragen, Deutsche umzubringen. Wir wollen mit unsern Nachbarn in Frieden leben. Es ist unheimlich, daß Menschen sich töten, ohne zu wissen, warum.“

„Ihr kämpft doch für den Zaren und die Sache des heiligen Rußland?“

„Ja, das hat man uns gesagt, aber was wissen wir? Wir Russen gehorchen. Wir verstehen sowas nicht. Wir wären lieber zu Hause und pflügten unsre Äcker für das Frühjahr. Wie lange wird der Krieg noch dauern?“

„Er scheint sich in die Länge zu ziehen. Aber wir wollen hoffen, daß ihr noch einmal im Frieden nach Hause zurückkehren könnt. Lebt wohl!“

„Adieu, Adieu!“

Gutmütig, offenherzig, geduldig sind sie immer. Diese Unterhaltung wiederholte sich später noch oft mit unbedeutenden Variationen, und die Antworten auf meine Fragen waren immer dieselben. „Unsre Obrigkeit treibt uns in den Krieg“, war das regelmäßige Schlußwort. Ich habe mit vielen hundert Gefangenen gesprochen, aber keiner wußte, weshalb Rußland Krieg führt. Doch einer — ich weiß jetzt nicht mehr, wo es war —, aber ich erinnere mich, daß ich doch etwas verblüfft war, als ich von diesem einen die überzeugte Antwort erhielt: „Wir konnten nicht zulassen, daß Österreich Serbien eroberte.“

„Das ging doch euch nichts an.“

„Doch, das ging uns wohl was an. Die Serben sind Slawen wie wir.“

Er war offenbar Volksschullehrer. Die Analphabeten hätten für König Peters Krone nicht ein Hühnerei geopfert. Die Bauern der Steppe haben kaum von Serbien reden hören und haben ganz dunkle Begriffe von Balkanpolitik oder aller sonstigen Politik. Sie sind im hohen Grad friedliebend und wünschen nichts sehnlicher, als ruhig zu leben und ihr Getreide zu bauen. Für sie ist es ein Wahnsinn, Leben und Blut zu opfern, um die Grenze ein

Stück nach Westen vorzuschieben. Wie wird es den Verantwortlichen gehen, wenn das Volk einmal erwacht und erkennt, daß es umsonst geopfert wurde und daß die Grenze nach Osten gerückt ist?

4. Im Artilleriekampf bei Pockuny.

Als ich am 9. März beim Kommandeur des ..ten Armeekorps' General von Below, zu Abend speiste, merkte man, daß etwas Ungewöhnliches im Gang war. Wir hatten die Mahlzeit schon beinahe vollendet, als Oberst v. H......... von seinen Karten erst hereinkam und, nachdem er stehenden Fußes etwas gegessen, sofort wieder verschwand. Auch der Chef des Korps verließ den Tisch früher als gewöhnlich. Nun sprach man frei und offen von der bevorstehenden Operation. Die Russen waren schon bis Sejny gekommen und wollten vermutlich westlich gegen Suwalki weiter vorrücken, in Verfolgung der Deutschen, die sich seit einigen Tagen vom Bobr zurückgezogen hatten, wo sie nur geblieben waren, bis die Beute der Winterschlacht im Wald von Augustów fortgeschafft worden war. Ihr Weg ging nach Nordwesten zu der neu angelegten Verteidigungslinie, die ich an den Tagen vorher mehrfach besichtigt hatte. Die deutsche Heeresleitung wollte, um einen populären Ausdruck zu gebrauchen, ihrem Gegner eine Falle stellen. Vom rechten Flügel bei Augustów wurden zu diesem Zweck zwei ganze Divisionen nach Norden geführt, um dann mit andern Truppen über Lozdzieje zu einer Umfassung der feindlichen Kräfte in der Gegend von Sejny eingesetzt zu werden. Diese Bewegungen wurden durch eine Kavalleriesperre quer über dem Paß zwischen den beiden Seen in der Umgegend von Simno verborgen gehalten. Russische Erkundung aus Olita und Preny war dadurch wesentlich erschwert, und die so vorgeschobene Kavallerie wurde zusammen mit schwächeren Infanterieabteilungen in dem angegebenen Abschnitt für ausreichend angesehen, um einen Vorstoß größerer feindlicher Kräfte aus den genannten Orten eine Zeitlang aufzuhalten.

Noch vor drei Wochen hatten die Deutschen in Sejny gelegen, die Russen in Suwalki. Jetzt hatten die Deutschen Suwalki

wiedergenommen und Sejny vor den Russen geräumt, die dort vermutlich zwei Armeekorps stehen hatten.

Woher konnte man das wissen, und wie kann man überhaupt die Bewegungen des Feindes ausfindig machen? Man stellt die Angaben zusammen, die durch Kavallerie- und Fliegererkundung, durch Gefangene und Spione eingehen, und man stellt die Uniformzeichen der Gefallenen fest. Die Einwohner waren nicht deutschfeindlich, sie waren eher bange und verzagt; denn als die Russen Suwalki wiedergenommen hatten, hielten sie Nachforschungen und Gericht über solche Personen, die den Deutschen geholfen hatten; Angeber gab es dabei in Menge. Die Juden erzählten, die Polen hätten die dienstwilligen Kinder Israels angezeigt, von denen einige gehängt oder weggeführt worden seien. Deutsche Flieger, die im Verlauf des Tages über Sejny gewesen waren, meldeten endlich, sie hätten die Automobile eines russischen Korpsquartiers vor dem Pfarrhaus halten sehen. Sie hätten dort einige Bomben geworfen, um die Gäste zu beunruhigen. Man nahm als gegeben an, daß die Russen, nicht zum wenigsten aus politischen Gründen, viel aufbieten würden, um Suwalki wiederzunehmen und endlich die Dampfwalze nach Westen weiterrollen zu lassen. Aber an eine richtige Offensivkraft des Feindes glaubte man nicht mehr, wenn man auch der russischen Armee, was das Soldatenmaterial anbetrifft, Anerkennung nicht versagte. Eines ist jedenfalls sicher, die Ausrüstung des Feindes für den Winterfeldzug war vortrefflich, eher besser denn schlechter als die der Deutschen. Alle Truppen hatten warme Mäntel, Lammfellmützen, Baschliks und gute Stiefel.

Am Morgen des 10. März versammelten sich unsre Automobile vor dem „Hotel Europa“ in Suwalki. Im ersten fuhren der Hauptmann vom schwedischen Generalstab Låftman und ich und unser deutscher Cicerone Rittmeister T......., in zwei andern fünf deutsche und österreichische Berichterstatter und Photographen. Erst $^1/_2$9 Uhr gelangten wir in das Dorf Bilwinowo, nordöstlich von Suwalki. Von dort aus gingen wir $1^1/_2$ Kilometer zu Fuß

bis zum Dorf Polule, wo sich, wie man uns gesagt hatte, ein Verteilungsquartier befand.

Aber hier erfuhren wir, daß man mit dem Feind noch gar keine Fühlung gewonnen hatte. Deshalb war das Verteilungsquartier noch weiter nach Süden in einen andern Ort verlegt. Wir beschlossen daher, uns auf einem nördlichen Umweg zu zwei Divisionen zu begeben, die die Aufgabe hatten, den über Sejny nach Westen vorrückenden Gegner über Lozdzieje zu umfassen.

Nachdem wir auf der Rückfahrt ein paarmal im Schnee beinahe festgefahren waren und Pferde vor die Automobile hatten spannen müssen, kamen wir auf die große Landstraße und erreichten ohne weitere Abenteuer Lozdzieje.

Der Marktplatz von Lozdzieje war gedrängt voll von Soldaten, Fuhrwerk, Pferden und Haufen von russischen Gewehren und andern Trophäen. Hier hatte also schon ein Zusammenstoß stattgefunden. Am Eingang des Dorfs lagen zwei gefallene Deutsche und ein Russe, und in einem Graben in der Nähe eine ganze Schützenlinie, die bei dem Kampf in der Nacht und am Morgen gefallen war. Freund und Feind lagen mit blutigen Köpfen da und waren noch kaum kalt geworden.

In Holny Mejera wurde gemeldet, der Chef des ..ten Reserve-Armeekorps, General von L........, habe sich vor kurzem südwärts begeben. Man wußte auch zu berichten, die Russen hätten bereits die Gefahr gemerkt und befänden sich auf dem Rückzug nach Osten, wie nach Grodno. Wir fuhren daher weiter bis zum Dorf Pockuny, wo wirklich das Generalkommando des genannten Korps sich niedergelassen hatte. Die Entfernung bis zu dem noch vom Feind besetzten Sejny betrug nur 4 Kilometer, und die Deutschen standen bereits quer vor den von da nach Osten führenden Wegen.

In Pockuny blieben wir zunächst bei einem Beobachtungsstand auf einer kleinen isolierten Anhöhe vor dem Dorf. Die deutsche Artillerie war hier bereits gegen feindliche Truppen eingesetzt, die in dem Terrain südlich von der Straße Sejny—Berzniki zurückgingen. Der Geschützdonner war ärger denn je. Ein paar

Scherenfernrohre waren auf einen Waldrand im Südosten gerichtet, und auch mit unsern gewöhnlichen Zeißfernrohren konnten wir alles beobachten. Man muß solche Bilder gesehen haben, um zu begreifen, was ein moderner Kampf ist. Solange das Schauspiel dauert, ist man eine Beute fürchterlicher Spannung. Die Russen schienen ziemlich aufgelöst zu sein und machten den Eindruck, als ob sie ihre Bewegungen nicht mehr im vollen Maße beherrschten. Sie suchten offenbar so schnell wie möglich das gedeckte Terrain in der Richtung auf Berzelowce zu erreichen. Aber ihre Artillerie tat ihr möglichstes, um das Vorrücken der Deutschen aufzuhalten. Über dem nächsten Waldrand im Westen, den jetzt deutsche Infanterie in Besitz hatte, krepierten die russischen Schrapnells, etwa 1000 oder 1200 Meter von uns entfernt.

Die letzten russischen Abteilungen zogen sich über die Anhöhen südlich von Zaleskie zurück und setzten sich auf diesen Anhöhen fest, hart verfolgt von den Deutschen, die unverzüglich zu Bajonettangriffen übergingen. Man sah, wie die deutschen Linien einen Augenblick hielten, um Atem zu schöpfen. Die Höhen, wo sie lagen, boten gegenüber dem helleren Hintergrund eine gezackte Silhouette. Nun richtete sich das Feuer der russischen Artillerie dorthin. Die Explosionswolken waren sehr dicht, aber das kümmerte die Truppen wenig, die Schlimmeres erlebt hatten.

Im Süden gab es jedoch die spannendsten Momente dieses Schauspiels. Dort zogen russische Artillerie- und Trainkolonnen mit grauen und gelben Wagen nach dem Wald im Südosten. Man sah, wie die Pferde der Gespanne in Galopp fielen, und die Peitschen ununterbrochen in Tätigkeit waren. Ob sie einem Wege folgten oder über Äcker und Felder drauflosfuhren, ließ sich nicht unterscheiden. Aber es galt, das Leben zu retten und so schnell wie möglich in gedecktes Terrain hineinzukommen; denn die deutschen Schrapnells folgten der wilden Jagd unbarmherzig. Kein Hindernis engte uns das Gesichtsfeld ein. Ich sah alles scharf und klar gegen den weißen Schnee. Die Explosionen erfolgten genau am Ziel. Die Wirkung mußte unheimlich stark

sein. Aber trotzdem verschwand ein Wagen nach dem andern in dem schützenden Wald, neue folgten, und Reiter ritten in voller Karriere neben ihnen.

Das Feld zwischen uns und den zurückeilenden russischen Kolonnen war durchaus nicht leer. Da rückten deutsche Kavallerieabteilungen vor, um die Fliehenden weiterhin zu verfolgen und die Niederlage zu vervollständigen. An mehreren Stellen sah man kleinere Patrouillen. Vereinzelte deutsche Soldaten lagen oder saßen im Schnee; sie waren verwundet.

Im Osten hörte man aus geringer Entfernung das unbehagliche Knistern von Infanteriefeuer und Maschinengewehren, und weiterhin gegen Abend, als die Dämmerung bereits ihre Schleier über die Ernte des Todes breitete, starken Kanonendonner. Wir erfuhren, daß bei dem Dorfe Berzniki, das ich am folgenden Tage besuchen sollte, ein heftiger Kampf entbrannt war.

Erst gegen Mitternacht kam ich nach Lozdzieje zurück, wo für diese Nacht mein Quartier bereitet war. Nach vielem Suchen fand ich meine Freunde in einem kleinen Raum mit strohbedecktem Boden, wo wir uns zusammenpackten wie Ölsardinen in einer Büchse und die Überzieher als Decken benutzten. Ich schlief jedoch herrlich und hatte keine Ahnung von den Mäusen, die zwischen uns hervorgeguckt haben sollen, und von der Katze, die sie jagte.

5. Kriegsbeute.

Am 11. März in der Frühe mußten ein paar Tropfen aus einer Flasche Kölnisch Wasser ein wohlangebrachtes Waschen ersetzen. Unser Frühstück bestand aus Brot, Marmelade und einem Topf Tee für den Mann. Von dieser einfachen Kost lebten wir dann den ganzen langen Tag. Unsre Herberge zeigte sich nun in ihrer ganzen wüsten Öde. Soldaten hatten hier in Quartier gelegen und waren mit dem Mobiliar wenig liebevoll umgegangen. Ein junges blondes Judenmädchen trat herein und warf einen traurigen Blick auf ihr Heim. Mit gefalteten Händen, den Kopf gesenkt, stand sie da und fragte schüchtern: „Haben Sie die Hütte so in Unordnung gebracht?“

„Nein, wir haben Ihr Heim in diesem Zustand gefunden. Wir haben hier nur die Nacht geschlafen."

„Meine Eltern hätten nicht fliehen sollen!"

„Wo sind sie jetzt?"

„Sie zogen nach Westen, als der Krieg kam. Sagen Sie mir, soll ich ihnen raten zurückzukehren, oder ist zu befürchten, daß die Russen Lozdzieje wiedererobern und an seinen Einwohnern Rache nehmen?"

„Sie können Ihren Eltern ruhig raten, zurückzukehren. Es ist nicht anzunehmen, daß ihnen etwas Böses widerfahren wird."

Dann entschädigten wir die junge Jüdin für die Einquartierung und fuhren nach Südwesten zurück, an Pockuny vorüber und weiter in der Richtung nach Gibh. Wir fuhren an den letzten deutschen Truppen vorbei, die noch in Sehweite waren, und setzten unsre Fahrt so lange fort, als man noch nicht in Gefahr kam, beschossen oder gefangengenommen zu werden. Vor uns lag eine offene, beschneite Ebene, die die gerade Landstraße durchschnitt. In der Ferne sah man ein paar Reiter. Wir kamen ihnen schnell nahe. Es waren patrouillierende Ulanen.

„Wie lange können wir noch in dieser Richtung weiterfahren?" fragten wir.

„Einen, höchstens zwei Kilometer, weiterhin riskiert man, auf russische Patrouillen zu stoßen."

Der Chauffeur erhielt Befehl weiterzufahren. Nachdem die letzten Reiter hinter uns verschwunden, war kein lebendes Wesen mehr zu sehen. Hier und da lag ein einsames, verlassenes Gehöft am Wege. Man hatte das eigentümliche Gefühl, sich in einem herrenlosen Zwischenraum zwischen Deutschland und Rußland zu befinden. Wir waren nun schon so weit gefahren, wie wir durften, und hatten die Geschwindigkeit herabgesetzt. Aber noch sah man keine Kosaken im Süden. Wenn eine Patrouille aufgepaßt hätte, hätte sie einen guten Fang machen können. An ein Umwenden der Automobile auf dem schmalen Landweg war nicht zu denken.

„Vielleicht ist es doch geraten, nicht weiterzufahren?“

„Wir wollen wenigstens noch dort auf die kleine Anhöhe rechts vom Weg hinaufgehen.“

„Was sind denn das dort für Leute?“

Mein Begleiter, Leutnant Israel, zeigte nach Südosten, wo in einer Entfernung von 150 Metern eine Hütte und eine Scheune aus dem Schnee auftauchten, von denen aus zwei Männer eiligst auf uns zuliefen. Daß es russische Soldaten waren, ging deutlich daraus hervor, daß sie die Hände in die Höhe hielten. Wir machten halt und stiegen aus. Als die Russen in Hörweite waren, rief ich ihnen zu, sie sollten sich beeilen. Da fingen sie an zu laufen, daß der Schnee wirbelte, und kamen außer Atem bei uns an, immer „Hände hoch“.

„Was wollt ihr?“ fragte ich.

„Wir wollen uns gefangen geben“, erklärten sie im Brustton der Überzeugung.

„Wo sind eure Gewehre?“

„Die haben wir weggeworfen!“

„Wo? Eine Werst von hier oder mehr?“

„Nein, dort bei den Häusern.“

„Dann geht zurück und holt eure Waffen.“

Aber dazu bemerkte jemand, es sei doch wohl besser, wenn einer von den Unsern die Gewehre hole. So geschah es denn auch, und sie waren leicht zu finden. Man brauchte nur der Spur im Schnee zu folgen.

„Warum gebt ihr euch gefangen?“

„Wir haben genug von dem Elend. Einen solchen Abend und eine solche Nacht wollen wir nicht noch einmal erleben. Wir waren gestern bei dem mörderischen Feuer und sahen unsere Kameraden fallen. Wir liefen in den Wald hinein, wohin auch viele von den Schwerverwundeten krochen. Es war unmöglich zu schlafen, vor lauter Jammern und Klagen. Mehrere von den Verwundeten, die zu retten gewesen wären, wenn Hilfe angelangt wäre, starben vor unsern Augen vor Kälte und Blutverlust. Beim Morgen-

grauen schlichen wir uns von der unheimlichen Stelle weg und gingen nach der deutschen Seite hinüber, um aus unsrer unleidlichen Lage befreit zu werden. Offiziere waren nicht in der Nähe. Aber wohl fünfzig von unsern Kameraden wären gern mitgekommen, wenn sie es nur gewagt hätten. Wir verbargen uns dort in der Scheune und warteten auf eine Gelegenheit weiterzugehen. Als wir ein Automobil herankommen sahen, krochen wir heraus, warfen die Gewehre weg und eilten auf euch zu."

Nun wurden sie einem eingehenden Verhör nach Namen, Heimat, Regiment usw. unterworfen. Der eine war aus Perm, der andere aus Charkow.

Unser Chauffeur übernahm die Bewachung der beiden Männer, während wir auf die Anhöhe hinaufstiegen und das Terrain nach der Feindesseite zu untersuchten. Viel war nicht zu sehen. Nur ein paar brennende Dörfer und einige braune Rauchsäulen, die von eingeschlagenen Granaten aufstiegen. Das deutsche Artilleriefeuer sang immer weiter; die Russen sollten keine Ruhe bekommen.

Dann durften die Gefangenen auf den Trittbrettern des Automobils Platz nehmen, und wir fuhren geradeswegs bis zum nächsten Verteilungsquartier, wo die Beute abgeliefert wurde. Ein deutscher Soldat führte die beiden Russen zu einer Schar eben eingebrachter Landsleute und nahm unterwegs die Gelegenheit wahr, sich den Mantel des einen einzutauschen. Er gewann bei dem Geschäft; denn die russische Winterausrüstung war, wie gesagt, der deutschen überlegen. Das fand auch der Russe, denn er beklagte sich später bei mir über den verhältnismäßig dünnen Mantel, den er eingetauscht hatte. Ich konnte ihm aber nicht helfen, und er bekam ja nun auch bald ein Dach über den Kopf.

Später am Vormittag fuhren wir von Pockuny nach dem Dorf Berzniki, wo am Morgen ein heißer Kampf ausgefochten worden war. Dort war Leben und Bewegung. Eine Kolonne von 750 russischen Gefangenen war eben angelangt, an ihrer Spitze ein Oberst und sechs andere Offiziere; die abgelieferten Gewehre und sechs Maschinengewehre lagen neben der Dorfstraße aufgehäuft. Ich unter-

hielt mich eine Weile mit dem Obersten, der einen höchst sympathischen und korrekten Eindruck machte. Aufrecht und vornehm, antwortete er kurz und kalt. Die letzte Nacht sei wie eine Hölle gewesen. Etwas Schlimmeres könne man sich nicht denken. Etwas so Unheimliches habe er noch nicht erlebt. Doch gebe es etwas Schlimmeres, nämlich, in Feindeshand zu fallen! Er tat mir leid, und ich sah ihm noch eine Weile nach, nachdem der Marschbefehl die Schar in Gang gesetzt hatte. Er ging mit festen Schritten, erhobenen Hauptes und mit zusammengepreßten Lippen und verschwand bald zwischen den grauen Häusern am Ende des Dorfes.

6. Das Leben für den Zaren.

Wir gingen die Dorfstraße von Berzniki weiter hinauf, wo sich Soldaten und Fuhrwerke drängten. Wir brauchten nur wenige Schritte zu gehen, um die ersten deutlichen Spuren des am Morgen ausgefochtenen Kampfes zu finden. Um eine Hütte herum lagen etwa zwanzig Tote, so wie sie gefallen waren, als sie von Granatsplittern oder Gewehrkugeln getroffen wurden. Ein junger Offizier lag auf dem Rücken, die weißen Finger krampfhaft gespreizt, mit müden, bleichen Gesichtszügen. Es war kalt heute; in seiner Nähe aber fühlte man die Kälte doppelt, er war hart gefroren wie Holz. In Gedanken sah man ein Heim in einer fernen russischen Stadt, wo ein junges Weib mit kleinen unschuldigen Kindern spielt, ohne zu wissen, daß sie Witwe ist. Neben dem Offizier lag ein grobgliedriger Soldat auf dem Bauch, das Gesicht zur Hälfte im Schnee vergraben. Ein andrer Soldat war auf die Seite gefallen, als ein Granatsplitter ihn an den Kopf traf. Der ganze Hinterkopf mit Gehirn und allem fehlte, aber das Gesicht lag noch da wie eine blutbesprengte Maske mit schrecklich verzerrten Zügen. Ein Stück weiter ruhte ein gefallener Held, der beide Arme in die Höhe streckte, als hätte er im Augenblick des Todes den Himmel um Hilfe angerufen. In dieser Stellung war er erstarrt, trotzdem es nur einige Stunden her war, daß seine Lebensbahn abgeschlossen wurde.



Russische Gefangene in Suwalki.
Auf dem Weg zur Arbeit.



Jagd auf einheimisches Wildbret.

Die russischen Gefangenen verlassen Berzniki.

(Vgl. Seite 31.)

In der Hütte lagen ein Dutzend schwerverwundete Russen. Es gab keine andern Möbel als eine Bank und dazu etwas Stroh auf dem Fußboden. Im Verlauf des Tages ging ich ein paarmal hinein und unterhielt mich mit den Verwundeten. Sie lagen auf dem Fußboden geradeausgestreckt, dicht zusammengedrängt; denn die Hütte bestand bloß aus einem einzigen kleinen Raum. Einer der Leute bat um eine Zigarette. Als ich das nächste Mal kam, war er tot. Aber niemand hatte Zeit, ihn hinauszutragen, und ein paar seiner Kameraden benutzten die Leiche als Kopfkissen. Als ich das letzte Mal gerade bei Sonnenuntergang in der Hütte weilte, war sie jedoch weg und lag vor dem Hause bei den andern Toten. Ein russischer Arzt, der seit drei Tagen gefangen war, hatte den Befehl, seine verwundeten Landsleute hier zu pflegen. Er war damit beschäftigt, sie zu verbinden. Ein blondbärtiger Soldat, dem eine Kugel von links nach rechts am Rückgrat vorüber und durch den Magen und die übrigen Eingeweide gegangen war, saß auf der Bank und konnte sich merkwürdigerweise ohne Hilfe aufrecht halten. Aber bleich war er, so bleich, wie er bei Sonnenbrand und Schmutz werden konnte. Der Arzt, eine schöne männliche Gestalt, hatte die Hemdärmel bis zum Ellbogen heraufgezogen und untersuchte die Wunde mit blutigen Händen. Er sagte mir französisch, damit der Patient es nicht verstehen sollte, der Fall sei hoffnungslos; es nütze nichts, einen Verband anzulegen.

Ein Mann mit verbundenem Kopf und geschwollenem, bläulichem Gesicht stand daneben und sah zu, aber mit schlaffem, abwesendem Blick. Ich fragte ihn, warum er sich nicht aufs Stroh lege. Das Liegen täte ihm weh, sagte er. Der Arzt erzählte, der Mann habe eine Kugel in den Rücken bekommen, die schräg aufwärts und durch den Unterkiefer wieder herausgegangen sei. Und der Mann stand! Ja, er bat sogar um eine Zigarette, die er denn auch bekam. Der Arzt folgte seinem Beispiel. Ich steckte ihm eine Zigarette in den Mund und zündete sie an. In diesem schauerlichen Raum konnte man etwas brauchen, was die Nerven beruhigte. „Ich habe seit August nicht eine einzige Nacht durch-

geschlafen", erklärte der Arzt. „Aber die letzte Zeit war doch am schlimmsten. Unheimlich, unbeschreiblich!" Er gehörte zu denen, die die große Winterschlacht heil überstanden hatten.

Oben auf der Anhöhe, südlich der Hütte, standen die Wagen der eroberten Maschinengewehre, und auf dem Felde zahlreiche Zinkkästen mit dazugehöriger Munition. Auch hier lagen mehrere gefallene Russen im Schnee. Auf dem Abhang nach einem kleinen Tal zu waren fünf Mann nebeneinander gefallen, offenbar auf ihrem Posten in der Schützenlinie. Einer von ihnen lag auf dem Rücken in bequemer Stellung und schien sich nur hingelegt zu haben, um von seiner Arbeit auszuruhen. Er sah merkwürdig lebendig aus, seine Augen standen offen, waren noch feucht und blank und hatten noch den frischen Glanz des Lebens. Einem andern war die Hirnschale gesprengt, wie das oft bei Nahtreffern geschieht.

Alle diese Männer waren auf ihrem Posten gefallen; sie hatten ihr Leben geopfert für den Weißen Zaren und den Oberbefehlshaber über Rußlands Streitkräfte, Seine Kaiserliche Hoheit den Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch. Warum aber? Davon hat wohl keiner von ihnen auch nur eine Ahnung gehabt!

7. Unter russischen Gefangenen.

Am 12. März verbrachte ich den ganzen Tag in der Kirche von Suwalki. So oft ich konnte, benutzte ich die Gelegenheit, mich mit den Gefangenen zu unterhalten, ihren Betrachtungen über den Krieg zu lauschen, den sie alle verurteilten, ihre malerischen Gruppen sich von den erleuchteten Fenstern wie Schatten und von den goldenen Heiligenbildern wie schwarze Gespenster abheben zu sehen. Von dem Feldwebel, der die Wache hatte, borgte ich einen Holzstuhl, und dann rief ich geeignete Typen herein, die mir Modell stehen oder sitzen mußten. Während des Zeichnens plauderte ich mit ihnen und erhielt einen Einblick in ihr Leben, ihre Sorgen und Hoffnungen. Ich könnte ein großes Buch mit Erzählungen davon füllen; denn die russische Volksseele ist uner-

gründlich. Alle waren froh, daß sie gefangen waren, und hatten nie erfahren, weshalb sie sich schlugen. Tapfer und ausdauernd sind sie, solange sie in den Schützengräben stehen; wenn aber der Sturm losbricht und sie seine unwiderstehliche Kraft spüren, wenn die Offiziere gefallen sind, dann verlieren sie leicht die Besinnung, werfen die Gewehre weg und halten die Arme hoch zum Zeichen, daß sie sich ergeben wollen. Während der Kämpfe, von denen ich vorhin einiges berichtete, geschah es einmal, daß eine ganze Kompagnie sich gefangen geben wollte. Der Kompagniechef, ein Hauptmann, weigerte sich mitzutun und wurde von seinen eigenen Leuten erschossen. Als sein Nächster, ein Leutnant, diesen schändlichen Mord sah, erschoß er sich selbst, worauf die Kompagnie überlief. Helden und Memmen stehen so in der russischen Armee nebeneinander, und man kann wohl sagen, daß die schlechten Eigenschaften der Soldaten sich verschlimmern, je länger der Krieg dauert. Das Soldatenmaterial ist vortrefflich, und es ist ein Verbrechen, ganze Völker außerhalb Rußlands in den Glauben zu wiegen, die Russen seien als Gegner nicht gefährlich und die russische Armee existiere zum großen Teil nur auf dem Papier.

Hier sitzt nun vor mir der sechsundzwanzigjährige Maxim Iwanowitsch Archarow aus Wladimir. In seiner Jugend hat er am Ufer der Kljasma gespielt und in seinem Mannesalter im 102. Infanterieregiment Wjatka gedient, das zum II. Armeekorps gehört und in Friedenszeiten in Grodno liegt. Am 27. Februar wurde er auf dem Wege nach dieser Stadt gefangengenommen, wohin sich nun nach den letzten Kämpfen die Russen wieder in ungeordneter Flucht zurückgezogen hatten. Maxim trägt Soldatenmütze, Baschlik und Mantel, prächtige Stiefel und auf dem Rücken einen Ranzen mit seinen kleinen Habseligkeiten.

Und hier ist Michail Nikitowitsch Nikitin aus der Umgegend von Moskau. Einunddreißig Jahre alt. Wie oft hat er nicht den silbernen Glocken des Iwan Welikij und dem Chorgesang in der Uspenskij-Kathedrale gelauscht! Schön ist er nicht, und er wird auch nicht durch die Pelzmütze verschönt, von deren struppigen Zotten sein eigenes Haar nicht leicht zu unterscheiden ist.

3*

Semjon Jjakowlejwitsch Kasatkin aus dem Gouvernement Wjatka ist zweiundzwanzig Jahre alt und gehört zum 212. Regiment. Ein grobgliedriger Kerl, sieht er nicht gerade danach aus, als ob er das Kulturniveau der Deutschen erhöhen könnte.

Während ich mit meinem Zeichenblock dasaß und einen Soldaten skizzierte, traten zwei deutsche Schwestern vom Roten Kreuz heran und fragten mich, wer der Junge wäre, der hinter meinem Stuhl stände. Ich drehte mich um und gewahrte einen hübschen, lebhaften Knirps, der offenbar mit großem Interesse die Porträtierung beobachtete.

„Wer bist du denn?“ fragte ich.

„Ich bin Soldat in der russischen Armee, wurde aber leider am 18. Februar am Bahnhof von Augustów gefangengenommen.“

„Du Soldat!? Du kannst ja kaum ein Gewehr tragen.“

„Ich bin mit einem kleinen Karabiner bewaffnet gewesen, und den habe ich gebraucht.“

„Wie heißt du?“

„Pawel Josifowitsch Koslowskij.“

„Wie alt bist du?“

„In siebzehn Tagen fünfzehn Jahre.“

„Bei welchem Regiment?“

„Beim 256. Infanterieregiment, wo ich als Telephonist gedient habe.“

„Wo bist du während des Krieges gewesen?“

„Ich bin seit dem 1. August dabei gewesen und habe den Marsch nach Ostpreußen mitgemacht, wo ich unter anderm drei Monate in Widminnen gewesen bin.“

„Wo ist deine Heimat?“

„Ich bin aus Wilna, wo mein Vater Postmeister ist. Meine beiden Brüder sind auch im Felde, der eine freiwillig wie ich.“

All das erfuhren die Schwestern, und genau genommen fungierte ich bloß als ihr Dolmetsch. Als sie weggingen, gaben sie Pawel die Hand zum Abschied. Da wendete er sich an einen Soldaten und sagte: „Sie hätten mir wenigstens ein Stück Schokolade geben können!“

„Ach so, du möchtest Schokolade?“ sagte ich.

„Nein, gewiß nicht. Ich scherzte nur.“

„Da hast du ein paar Mark für Schokolade.“

Und nun war Pawel an der Reihe, Modell zu sitzen. Wir plauderten die ganze Zeit. Er hatte ein gewinnendes Wesen, war frisch und freimütig.

„Können Jungen wie du in die russische Armee eintreten?“ fragte ich.

„Ja, aber nur mit Zustimmung der Eltern.“

„Weshalb nahmst du Kriegsdienste?“

„Weil ich meine, sobald das Vaterland in Gefahr schwebt, ist es jedes waffenfähigen Mannes Pflicht, mit in den Krieg zu ziehen.“

„Und wer meinst du wird siegen?“

„Natürlich wir. Man braucht ja bloß eine Karte anzugucken, um zu sehen, wievielmal Rußland größer ist als Deutschland.“

„Aber du weißt wohl, daß die deutschen Armeen überall auf russischem Gebiet stehen, und doch hat Deutschland auch noch Frankreich und England und mehrere andere Staaten gegen sich.“

„Rußland hat auch vier Gegner. Deutschland, Österreich, Ungarn und die Türkei. Aber schließlich werden wir doch siegen; denn wir haben mehr Menschen, als alle unsere Gegner zusammen.“

„Wie geht es dir in der Gefangenschaft, Pawel Josifowitsch?“

„Es macht sich. Langweilig ist es, und es wäre hübsch, wenn wir etwas mehr Brot bekämen. Aber die Deutschen sind gut zu uns Gefangenen. Sind Sie auch Deutscher?“

„Nein, ich bin Schwede.“

„Ach, da nehmen Sie mich mit nach Stockholm.“

„Wenn es erlaubt wäre, würde ich es gern tun. Aber es geht nicht, mein Junge. Du mußt dich gedulden, bis der Krieg zu Ende ist. Dann kannst du wieder nach Hause reisen.“

Und damit war die Porträtierung zu Ende, und Pawel verschwand unter den Gefangenen bei den Heiligenbildern. Der flinke Junge, der freiwillig in den Krieg gezogen, wird auf die

Dauer wohl den derben Umgang mit den grobkörnigen Soldaten nicht aushalten, dachte ich. Dazu gehören bessere Nerven, und ich beschloß, bei Gelegenheit eine Vergünstigung für ihn zu erwirken.

Die Kirche wird von einem eisernen Staket eingefaßt. Als ich in meiner grauen Lammfellmütze, ähnlich aussehend wie die Russen, an das Gitter kam und es öffnete, rief der Posten: „Wohin willst du? Mach, daß du wieder zu den andern Gefangenen hineinkommst!" Ich zog meinen Ausweis hervor, der Mann las ihn, schlug die Hacken zusammen und bat um Entschuldigung; aber er hatte ja nur seine Pflicht getan.

Am 14. März fuhren Leutnant Israel und ich bei Tagesanbruch im Automobil von Suwalki ab. Die russischen Gefangenen, die mit Hacke, Brechstange und Spaten bewaffnet die hartgefrorene Straße in Ordnung brachten, nahmen sich in der Dämmerung wie Gespenster aus. Ich stattete noch der Kirche einen kurzen Besuch ab, um Pawel Josifowitsch Lebewohl zu sagen und ihm die Mittel zu geben, sich einen Filz zu verschaffen und was er sonst brauchte. Ich riet ihm, sich genau an die Vorschriften zu halten, dann werde es ihm schon gut gehen und er werde seinerzeit gesund und frisch in die Heimat zurückkehren.

Einige Tage darauf befand ich mich in Insterburg und traf dort den Chef der Etappeninspektion, General von H...... Ich benutzte die Gelegenheit, den General zu fragen, ob sich für Pawel Josifowitsch nichts tun lasse. Ja natürlich, gern, und damit beauftragte der General seinen Stabschef, sich des Jungen anzunehmen.

Ich bereiste dann die weiten Länderräume an der Ostfront und sah General von H..... erst im August wieder. „Nun, wie ist es meinem Schützling gegangen?" fragte ich. — „Er wurde sofort von Suwalki weggeholt und bekam in einem Bureau geeignete Arbeit. Dann ist er nach Deutschland hineingeschickt worden und befindet sich jetzt in einem der großen Gefangenenlager." In welchem aber, das war eine kitzlige Frage. Aber es bestehen keine großen Schwierigkeiten, einen bestimmten Soldaten unter den zwei Millionen Gefangenen ausfindig zu machen. Sie sind alle registriert. Hierin

herrscht dieselbe Ordnung und dieselbe bewundernswürdige Organisation wie sonst überall in Deutschland. Nach ein paar Tagen erhielt ich folgendes Telegramm: „Pawel Josifowitsch Koslowskij aus Wilna befindet sich im Kriegsgefangenenlager Czersk in Westpreußen."

Einen Monat später, am 30. August, befand ich mich auf der Heimreise nach Berlin, und da ich über Königsberg und Dirschau fuhr, konnte ich einige Stunden in Czersk bleiben und nachsehen, wie es Pawel in dem halben Jahr ergangen war, seit ich ihn in Suwalki getroffen hatte.

Czersk ist ein Dorf von 7000 Einwohnern, meist Polen. Ich war der einzige, der aus dem Zug stieg, und hatte die Ehre, von General von B... empfangen zu werden.

Wie ging es also Pawel? Er war krank gewesen, aber jetzt Rekonvaleszent. Wir fuhren nach der Lazarettbaracke, wo er sich befand. Er wurde geholt und kam sofort in einem langen weißen Kittel heraus. Er stand militärisch stramm, und ich fragte ihn, ob er mich wiedererkenne. — „Jawohl." — Wo er mich gesehen habe? — „In der Kirche von Suwalki."

Es war aber keine Freude, ihn wiederzusehen. Er hatte weder in Insterburg noch in Czersk Ehre eingelegt; er war ein gewöhnlicher Gefangener wie die andern und damit für mich erledigt.

8. Ostpreußen und — Belgien.

Die Verwüstungen in Ostpreußen fallen wie die in Belgien in den ersten Abschnitt des Weltkrieges, Herbst 1914. Über die letzteren hat man zur Zeit und Unzeit und zum Überdruß reden hören, und eine ganze Literatur von Lügenschriften ist über sie veröffentlicht worden. Unter dem Schutz der Westmächte hat diese Literatur ihre Runde durch die Welt gemacht und auch in neutralen Ländern willige Abnehmer und Übersetzer gefunden. Man hat aber nichts davon gehört, daß irgendein fremder Staat für Ostpreußen Partei genommen und der Welt die Dokumente über die Verwüstung dieser unglücklichen Provinz vorgelegt hätte! Man hat im Gegenteil erfahren, daß die russische Kultur höher stehe

als die deutsche, und daß es für die Menschheit ein Gewinn sei, wenn die deutsche vom Erdboden vertilgt und durch die moskowitische ersetzt würde! Und diese Weltweisheit haben auch in unserm hohen Norden etliche einfältige Leute geglaubt, die ihre Geschichte vergessen haben, ihre Vergangenheit verleugnen und nicht an ihre Zukunft denken.

Ich habe genug von Belgien und von Ostpreußen gesehen, um versichern zu können, daß die Verwüstungen in Ostpreußen unvergleichlich schwerer sind, als die in Belgien. In Belgien sind die Deutschen aus Rücksicht auf die Sicherheit ihrer Truppen und ihrer Bewegungen genötigt gewesen, ein Dorf oder einen Stadtteil einzuäschern, weil die Zivilbevölkerung gegen alles Kriegsrecht die Waffen gegen den Sieger gewendet hat. In Ostpreußen haben die Russen willkürlich alles niedergebrannt und verwüstet ohne Unterschied und ohne militärische Gründe, besonders während ihres Rückzuges aus dem Lande, aber auch vorher. Ihre Verheerungen sind nicht Strafmaßregeln, sie entstammen reiner Zerstörungslust und denselben Raubtierinstinkten, die so oft in den alten schwedischen Ostseeprovinzen Schrecken und Entsetzen verbreitet haben. An den sieben Punkten, wo ich die Grenze zwischen Ostpreußen und Rußland überschritt, konnte ich den Unterschied zwischen deutscher und russischer Kultur beobachten: die Russen haben diesseits der deutschen Grenze alles zerstört, die Deutschen jenseits der russischen Grenze nichts.

Die Grausamkeiten gegen Männer, Frauen und Kinder, die aus Belgien gemeldet wurden, sind apokryph und von den Deutschen mit Recht entschieden bestritten worden. Die Beschuldigungen kommen von lateinischer und englischer Seite und entbehren aller Beweiskraft. Man hat sich nicht einmal gescheut, falsche oder unrichtig übersetzte Dokumente vorzulegen, um Beweise für die deutsche Barbarei zu erhalten! Sogar Gelehrte haben ihre Ehre dadurch befleckt, daß sie gefallenen Deutschen abgenommene Briefe in solcher Absicht verstümmelten. Grausamkeit gegen den Besiegten widerstreitet durchaus der Gesinnung und der Natur der Germanen.

Wie verhielt es sich nun mit dem Einbruch der Russen in Ostpreußen? Auf dem Tisch vor mir liegt ein ganzer Haufen beschworener Dokumente in Abschrift. Es sind die Protokolle über die Verhöre derjenigen, die von den losgelassenen Kosaken gequält und geschändet wurden. Ich habe sie von neuem durchgelesen und gefunden: die allermeisten sind derart, daß sie nicht im Druck wiedergegeben werden können! Sie strotzen von einem furchtbaren Realismus und schildern Gräßlichkeiten bis in die kleinste Einzelheit. Zolas „La terre" ist ein Kinderbuch im Vergleich mit diesen Dokumenten. Ich muß daher von Auszügen aus dieser Sammlung absehen und will nur das wiedergeben, was ich mit eigenen Augen gesehen oder aus erster Hand erfahren habe, obwohl ich auch hier die Nerven der Leser schonen muß. Was ich gesehen habe, genügt an und für sich durchaus, um von der russischen Invasion einen Begriff zu geben.

Leider gibt es unwiderlegliche Zeugnisse dafür, daß höhere russische Behörden nicht von den Sitten und Gebräuchen Iwans des Schrecklichen und Peters des Großen abgewichen sind! Ich sah z. B. einen Auszug aus einer Order des dem XX. Armeekorps angehörenden 113. Infanterieregiments, in dem es heißt: „Auf höchsten Befehl wird die genaue Ausführung der Worte des Oberbefehlshabers in Erinnerung gebracht, daß beim Angriff alle männlichen Ortseinwohner arbeitsfähigen Alters vom zehnten Jahr an vor die Front zu treiben sind." Wenn ich das bei meinem Aufenthalt in Ostpreußen nicht selbst gelesen hätte, würde ich niemals an die Möglichkeit einer solchen Schurkerei geglaubt haben. Ebenso hat die materielle Verwüstung, besonders beim Rückzug, offensichtlich auf Grund von bestimmten Befehlen stattgefunden. Daß die Russen in dieser Hinsicht nicht allzu weichherzig sind, das haben sie im späteren Verlauf des Krieges durch die Verwüstung ihres eigenen Landes bewiesen. Im einen wie im andern Fall geschah dies aus strategischen Gründen. Man wollte nämlich den Feind der Vorteile berauben, die unberührte und mit allen Lebensmitteln versehene Städte, Dörfer und

Gehöfte bieten. Aber man kann auf verschiedene Art brennen, und von der russischen Art kann man getrost sagen, daß sie ganz sinnlos ist. Die militärische Absicht erreichte man nicht einmal während des Feldzuges gegen Karl XII., noch weniger aber jetzt, wo die Eisenbahnen die Entfernungen von der Operationsbasis verkürzen. Am allerwenigsten kann jedoch die Roheit einzelner verteidigt werden. Eine solche ist aber, das hat sich leider gezeigt, allzuoft ein charakteristischer Zug gewisser Elemente des russischen Offizierskorps gewesen.

Der Durchschnittsrusse ist ein großes Kind, heißt es. Er hat die liebevolle Weichherzigkeit und Güte, aber auch die Grausamkeit des Kindes. Ich bin jedoch davon überzeugt, daß dem Durchschnittsrussen, und ganz sicher dem Kleinrussen, dieses kindlich primitive Vergnügen an der Grausamkeit fremd ist. Bei ihm überwiegt im Gegenteil die Gutmütigkeit. Ich glaube nicht einmal, daß Grausamkeit ein hervorstechender Charakterzug der Kosaken ist. Aber wenn diese ganz- oder halbasiatischen Horden im Krieg losgelassen werden, dann erwacht in ihnen das Raubtier.

Wenn nun die Schändlichkeiten in Ostpreußen im allgemeinen wider Willen der Offiziere begangen sind, dann bekommt man eben einen wunderlichen Eindruck von der Disziplin innerhalb der russischen Armee. Die Zivilbevölkerung in den von den Deutschen besetzten Ländern hat dagegen nicht die geringste Veranlassung gehabt, sich über Brutalität der Soldaten zu beklagen. Ich will damit nicht gesagt haben, daß schlechte Disziplin jetzt ein hervorstechender Zug des russischen Heeres sei. Der innere Zustand des Heeres hat unleugbar eine bedeutende Festigkeit erreicht, trotzdem erst kurze Zeit verflossen ist, daß revolutionäre Propaganda nach Schluß des Mandschurischen Feldzuges damit drohte, alle Bande zu zerreißen und alle militärische Ordnung zu brechen. Daß aber die Manneszucht noch an bedenklichen Schwächen leidet, dafür gibt eben die Verwüstung und Plünderung Ostpreußens ein blutiges Beispiel.

Als die Russen die deutsche Grenze überschritten, wurde folgende „Bekanntmachung allen Einwohnern Ost. Preussens“ verbreitet:

„Gestern d. 4—17 August überschritt das Kaiserliche Russische Heer die Grenze Preussens und mit dem Deutschen Heere kämpfend, setzst es seinen Vormarsch fort.

Der Wille des Kaisers aller Reussen ist die friedlichen Einwohner zu schonen.

Laut der mir Allerhöchst anvertrauten Vollmächten mache Ich folgendes bekannt:

1. Jeder, von Seiten der Einwohner dem Kaiserlichen Russischen Heere geleistete Wiederstand, wird schonungslos und ohne Unterschied des Geschlechtes uud des Alters bestraft werden.

2. Orte, in denen auch der kleinste Anschlag auf das Russische Heer verübt wird oder, in denen den Verfühungen desselben Wiederstand geleistet wird, werden sofort niedergebrannt.

3. Falls die Einwohner Ost-Preussens sich keine feindlichen Handlungen zu Schulden kommen lassen, so wird auch der kleinste dem Russischen Heere erwiesene Dienst reichlich bezahlt und belohnt werden; die Ortschaften werden verschont und das Eigenthumsrecht wird gewahrt bleiben.

Gezeichnet: von Rennenkampf.
General Adjutant Seiner Kaiserlichen Majestät,
General der Kavallerie."

Man vergleiche Punkt zwei mit dem, was in Belgien geschehen ist. Das Ausland hat es wütend getadelt, daß die Deutschen die Kriegsgesetze in aller Strenge angewendet haben. Wenn aber die Russen dieselben Gesetze mit derselben Strenge anwenden, dann klagt niemand! Und weshalb? Deshalb, weil alles geduldet wird, was die verhaßte deutsche Kultur und den deutschen Militarismus trifft. Gegen Deutschland sind alle Mittel erlaubt. Es gilt ja ein so hohes Ziel wie das, die „Boches“, die „Hunnen“ und „Barbaren“ auszurotten! Tatsächlich liegt nicht Haß dieser Ungerechtigkeit zugrunde, sondern nur Furcht und Mißgunst. Deutschland wurde auf dem Wege des Friedens den andern zu groß; deshalb soll es erdrosselt werden, koste es, was es wolle, und nach der Pfeife der Engländer tanzen die übrigen Mächte der Entente.

9. Die Russen in Ostpreußen.

Als ich in Goldap ankam, suchte ich zuerst den Bürgermeister auf, Herrn Otto Müller. Von ihm und ein paar Offizieren begleitet, besichtigte ich die Stadt. Seit dem zweimaligen Besuch der Russen vom 1. August bis zum 11. September 1914 und vom 11. November bis 11. Februar 1915 war sie buchstäblich ausgestorben; erst jetzt erwachte sie wieder zum Leben.

Der Markt bot einen mehr als traurigen Anblick. Mit Ausnahme von drei waren alle Gebäude niedergebrannt, und die rußigen, nackten Mauern standen mit klaffenden Fenstern da. Bei einem von den äußerlich „unbeschädigten“ Häusern war die Brandstiftung mißglückt. Sein Inneres war geplündert und auf die greulichste Weise beschmutzt. Die Möbel und Bilder, die man nicht weggenommen hatte, waren in kleine Stücke zerschlagen, und in den Zimmern hatten die Soldaten ihre Notdurft verrichtet.

Das eine von den zwei übrigen „ganzen“ Gebäuden am Markt hatte dem russischen Kommandanten als Quartier gedient, in dem andern hatten die Russen ein Typhuslazarett eingerichtet. Jetzt hatte die Stadt ein Lazarett mit fünf Ärzten. Die beiden Apotheken Goldaps waren vollständig zerstört; in der einen, „Zum goldenen Kreuz“, waren alle Büchsen und Flaschen zerschlagen, alle Kästen durcheinandergeworfen und die Medikamente und Pulver verstreut — um den Deutschen bei ihrer Rückkehr die Krankenpflege zu erschweren! Ebenso war das Kreiskrankenhaus der Stadt niedergebrannt, trotzdem auf ihm die Flagge des Roten Kreuzes wehte. Durch einen eigentümlichen Zufall waren die Flammen, die das Innere verzehrten, vor einem kleinen Christusbilde ausgewichen, das unbeschädigt noch an seinem Nagel hing. Die protestantische Kirche war verschont geblieben, ihr Inneres aber nach griechisch-katholischem Muster umgeschaffen. Vor dem Chor war eine ganz einfache Ikonostasis errichtet, und alle Bänke hatte man hinausgetragen. Eine Tafel, die die Namen der 1870 gefallenen Krieger verzeichnete, war spurlos verschwunden.

Das Kasino der Deutschen war verwüstet, nicht verbrannt, aber seiner Möbel, Kronleuchter, Bilder usw. beraubt. Hier wie in andern ostpreußischen Orten hatte man selten die Bilder Kaiser Wilhelms I. und Bismarcks angerührt; sie hingen im Gegenteil fast immer an ihren Plätzen, wie eine Art Demonstration. Das Bild des jetzigen Kaisers war dagegen immer zerschlagen oder zerrissen oder, wenn es noch vorhanden war, dann waren die Augen ausgestochen!

Das Wasserwerk der Stadt war zerstört, wahrscheinlich beim Abzug. Eine große mit Dieselmotoren versehene Waschanstalt war in die Luft gesprengt. Dagegen hatten die Moskowiter eine Banja errichtet, d. h. eine Badestube nach russischem Muster. Die Brauerei Schulz war in die Luft gesprengt, um die Nüchternheit der Soldaten zu fördern.

Von den 450 Häusern der Stadt waren 150 niedergebrannt, alle übrigen geplündert und zum größten Teil zerstört. Die meisten Untaten scheinen während des zweiten Russenbesuches begangen worden zu sein. Als die Feinde in die Stadt eindrangen, begab sich der Landrat des Kreises zum Kommandanten und bat ihn, den Ort zu schonen. Der Russe versicherte auf Ehrenwort, alles werde unberührt bleiben. In derselben Nacht brannte schon ein Kasernengebäude nieder. Der Landrat ging wieder zum Kommandanten, der erklärte, das Feuer sei durch eine Unvorsichtigkeit entstanden. In der nächsten Nacht brannten zwei Häuser. Wieder eilte der Landrat zu dem russischen Befehlshaber, der nun die Schuld auf einen Irrtum schob und versicherte, daß er größere Achtsamkeit befohlen habe. Am Abend stand wieder ein Haus in hellen Flammen. Der Landrat fand sich abermals beim Kommandanten ein und sagte diplomatisch: „Es ist ja Ihre Absicht, in Goldap für immer zu bleiben. Sie haben unsre Stadt und das Land hier in der Umgegend erobert, um es zu behalten. Alles gehört Ihnen ja nach dem Recht des Eroberers. Weshalb zerstören Sie da Ihr Eigentum?" Der Kommandant war erstaunt und rief: „Sie haben vollkommen recht, hier darf nichts mehr verbrannt werden."

Er mußte indessen seine Meinung wieder geändert haben, denn in den dunklen Wintermonaten verging kein Abend, an dem nicht ein Haus brannte. Auf die Klagen der Deutschen antworteten die Russen zynisch, die Stadt müsse beleuchtet werden!

Ich nahm eine Weile im Amtsraum des Bürgermeisters Platz, und einige alte Frauen, die die Russenzeit erlebt hatten, wurden herbeigeholt. Eine 78jährige Frau F. war von russischen Soldaten schändlich vergewaltigt worden und berichtete unter Tränen, daß sie eine unheilbare Krankheit davongetragen habe. Sie war ein kleines vertrocknetes, bleiches Wesen. Unter ihrem Kopftuch sah man ein Gesicht mit tausend Runzeln! Als die ersten Russen kamen, war sie, wie alle übrigen, die dageblieben waren, in das Oschkinatische Haus eingesperrt worden, wo sie dreimal 24 Stunden gefangen gehalten wurden, um nicht sehen und nicht dagegen protestieren zu können, was mit ihrem Eigentum vorging. In dieser Zeit hatten sie bloß ein einziges Mal Kohlsuppe bekommen. Als dann neue Truppen anlangten, waren die Einwohner zum zweitenmal gefangen gesetzt worden. Man hatte jedoch gesehen, wie die Soldaten alle Lokale stürmten, wo es Spirituosen gab, und wie sie getrunken, geschrien und ein Räuberleben geführt hatten. Man hatte auch bemerkt, daß Offiziere den Soldaten wegen ihres Treibens Vorwürfe machten; das hatte aber nichts geholfen. Alles Eß- und Trinkbare verschwand, und alles, was Kleider oder Leinenzeug war, wurde gestohlen. Alle Frauen, wie alt sie auch sein mochten, waren geschändet! Ein Herr Dreier, ein 55jähriger Mann, wurde samt seinem Sohn nach Rußland verschickt, da sie für wehrfähig angesehen wurden.

Ich sprach auch mit einer 72jährigen Frau B. und ihrer 65jährigen Schwester, einem Fräulein B. Beide hatte man vergewaltigt, die Alte außerdem ins Gesicht geschlagen und beinahe erwürgt. Die Tochter der Frau B. war noch rechtzeitig nach Berlin entkommen, aber ihr kleines Mädchen war dageblieben. Das Kind hatte den Winter über von schwarzem Kaffee leben müssen und war merkwürdigerweise gesund geblieben. Da die

Bevölkerung ja nicht ohne weiteres der Hungersnot ausgeliefert werden konnte, hatten die Soldaten Eingeweide, Füße und Köpfe der Schlachttiere verteilt. Gut war das nicht, aber „der Hunger treibt es hinein“. Doch hatte es auch gefällige Soldaten gegeben, die Suppe mit Fleisch und Kartoffeln abgaben.

Ein Gerber Holzmann hatte gerade seine alte Schwester Frau Ziegler zu Besuch bei sich, als die Kosaken sein Haus in Flammen aufgehen ließen. Die Schwester war auswärts, der Gerber aber lag krank im Bett und kam elend in den Flammen um!

So haben die aus dem Osten kommenden Boten der englischen Kultur im Land der „Hunnen“ gehaust! Ich weiß nicht, ob es auf Befehl von oben geschehen ist, aber ich weiß, daß einige russische Truppenverbände mit einer Art braungelber Zelluloidblättchen versehen waren, die, wenn sie angezündet werden, brennen, als wenn die Masse mit Pulver gemischt wäre. Auch wenn man auf ein solches Blättchen tritt, brennt es und zündet alles Brennbare in der Nachbarschaft an. Man braucht bloß im Erdgeschoß ein Fenster einzuschlagen, ein Zelluloidblättchen hineinzuwerfen, und das ganze Haus steht bald von oben bis unten in Flammen!

In Gumbinnen besuchte ich den Regierungspräsidenten Dr. Gramsch, in dessen schönem Heim General Rennenkampf gewohnt hatte. Dort waren infolgedessen keine Beschädigungen vorgekommen. Nur einige Kunstgegenstände und eine Medaillen- und Plakettensammlung wurden vermißt, als der rechtmäßige Eigentümer zurückkehrte! In der Stadt wurden nur zwanzig Häuser zusammengeschossen. Aber im ganzen Regierungsbezirk Gumbinnen wurden 9825 Häuser völlig zerstört und 7000 zur Hälfte oder teilweise! Im Kreis Ragnit hatten die Russen 1180 Männer fortgeschleppt, und im Kreis Goldap befanden sich von 50000 Einwohnern jetzt nur 2000. 300000 Menschen in der heimgesuchten Provinz haben materielle Schäden erlitten. 4000 verschiedenen Alters und Geschlechts sind bei der ersten Invasion nach Rußland oder nach Asien fortgeschleppt worden. Von vielen von ihnen treffen Briefe ein, geschrieben in Orenburg und Astrachan und andern fernen

Orten. Es gehe ihnen gut, aber sie brauchten Geld. Insgesamt sind 20000 Häuser zerstört worden, und alles ist geplündert. Schon jetzt hat der preußische Staat 400 Millionen Mark als erste Unterstützung angewiesen, um der dringendsten Not zu begegnen. Aber es wird Jahre dauern, bis Ostpreußen wieder aufgebaut und in Ordnung gebracht ist.

Die Russen hatten unzählige mit Möbeln vollbelastete Züge fortgeführt. Jedes einzelne Haus in Städten und Dörfern war seiner besseren Möbel beraubt worden. Zuweilen fragte man sich wirklich, ob Möbelraub eines der Hauptziele des Einfalls in Ostpreußen gewesen sei.

Ich fuhr weiter nach Stallupönen, das mehr gelitten hatte als Gumbinnen. 250 Häuser waren zerstört, darunter 10 Wohnhäuser, deren Vernichtung keinem militärischen Zweck dienen konnte. Auch hier waren die Russen zweimal zu Gaste. Zwei Drittel der Verwüstung fielen auf den ersten Besuch vom 18. August bis 13. September; ein Drittel auf den zweiten Besuch im Winter. Schon bei der ersten Besetzung wurden einige Häuser niedergebrannt, und beim Abzug wurde die ganze Stadt angezündet, doch ohne daß das Feuer die beabsichtigte Verbreitung fand. Nachdem der Bevölkerung von den russischen Militärbehörden befohlen worden war, am 27. August 9 Uhr 30 Minuten vormittags sich bei der Kirche einzufinden und General Rennenkampf bei seiner Ankunft mit Brot und Salz zu begrüßen, sollten am 5. September acht Personen gezwungen werden, gegen ihren Willen folgendes Schreiben zu unterzeichnen:

„Wir Unterzeichneten erkennen hiermit an, daß die Stadt Stallupönen von deutschem Militär und von deutschen Zivilpersonen geplündert und in Brand gesteckt worden ist.“

Vier von den ausgewählten Personen weigerten sich, ihren Namen unter diese Lüge zu setzen. Aber man begnügte sich mit den vieren, die sich überreden ließen. Kaum hatten die Russen das Schreiben in der Hand, so begannen sie die systematische Plünderung!

Am 12. September kam es zu peinlichen Auftritten. Auf dem Markt begann es zu brennen, und 200 Flüchtlinge, die von den



Ein Zimmer nach dem Besuch der Russen.



Flüchtlinge in Lyck.



Hausruinen in Pillkallen.

Russen von Insterburg nach Stallupönen geschafft worden waren, begaben sich auf den Platz, um zu löschen. Da kamen die Kosaken, nahmen sie gefangen, führten sie vor den Kommandanten und behaupteten, sie hätten den Brand angelegt. Drei von den Unschuldigen bekamen 25 Hiebe. Ungefähr gleichzeitig hatte eine Schar Bürger eine Spritze herbeigeschafft, um eine andere Feuersbrunst zu löschen. Russische Soldaten hinderten die Rettungsarbeit. Ein Leutnant kam herbei und klagte die Zivilpersonen der Mordbrennerei an. Sie wurden gezwungen niederzuknien, worauf vier Personen zum Kommandanten geschafft, entkleidet und verprügelt wurden. Einer von den vieren, Julius Elmer, mit dem ich sprach, mußte nach der Mißhandlung vierzehn Tage das Bett hüten.

Am selben Tag, ½6 Uhr nachmittags, zog der Kommandant ab und nahm 60 Einwohner der Stadt mit sich, die drei Tage lang gefangen gehalten wurden. Unter ihnen waren alte Männer zwischen 60 und 70 Jahren.

Stallupönen ist die einzige Stadt, in der man sieht, daß die Russen nur die vornehmeren Häuser zerstörten, während sie die geringeren stehen ließen. Da sie keinen Anlaß fanden, die Bevölkerung wegen Franktireurwesens anzuklagen, so haben sie selber die Wohnungen angezündet und dann die Zivilpersonen, die löschen wollten, der Mordbrennerei angeklagt, offenbar weil sie eingesehen hatten, daß sie die allgemein gültigen Gesetze der westeuropäischen Kriegführung überschritten hatten. Nicht während des Kampfes wurde Stallupönen verwüstet, sondern als die Russen in unbestrittenem Besitz der Stadt waren! Die Bevölkerung hatte so viel Schreckliches von Mordbrennerei und Brutalität gehört, daß sie verstört und von Entsetzen gelähmt gar nicht dazu kam, sich zur Wehr zu setzen. Man konnte froh sein, wenn man am Leben blieb, wo unschuldige Bürger niedergesäbelt und Frauen erschossen wurden. Ein siebenjähriges Mädchen wurde geschändet. Eine Frau, die einem Soldaten einen Becher Wasser reichte, wurde von einem andern in den Unterleib geschossen. Ein Mann namens Jonigkeit kam von seinem Dorf nach Stallupönen geradelt, als er

von einer russischen Patrouille eingeholt und ohne Veranlassung so übel mißhandelt wurde, daß er bald darauf in einem Lazarett starb. Ein Gärtner Schmidtke war Mitglied einer Schützengesellschaft und hatte sein Gewehr in einem Zimmer seiner Villa hängen. Das Vorhandensein des Gewehrs gab genügenden Anlaß zu der Behauptung, aus dem Hause sei geschossen worden. Schmidtke war indessen nicht daheim, und es war wenig wahrscheinlich, daß die alte Frau, die sich in der Villa aufgehalten hatte, einen Schuß abgefeuert habe. Von der Kommandantur erging jedoch der Befehl, das Haus solle dem Erdboden gleichgemacht werden. Die Soldaten, die die Zerstörung besorgen sollten, hatten in diesem Fall ein besseres Herz als der Kommandant; denn sie legten den Brand so an, daß die Frau das Feuer löschen konnte.

Ich besichtigte mehrere Häuser Stallupönens. Es ist schwer zu beschreiben und schwer sich einen Begriff davon zu machen, wie es dort aussah. In einem gutbürgerlichen Heim hatte die Zerstörungslust derart gerast, daß eine fußhohe Lage von Trümmern den Boden bedeckte und nicht ein einziges Möbel ganz geblieben war. Tische und Stühle waren in Stücke zerschlagen. Von den Sofas hatte man erst die Überzüge weggerissen, dann die Polsterung zerfetzt und endlich das Holzgerippe zerhackt. Von den Bücherbrettern war jedes Buch herausgenommen und Blatt für Blatt zerrissen. Noten, Rechnungsbücher, Privatbriefe, Familienporträts, Öldrucke, Decken, Porzellan, Gläser, Lampen, Kronleuchter, alles war zertrümmert, und man mußte sich vorsehen, wenn man auf diese unentwirrbaren Trümmerhaufen trat. Es war kaum zu fassen, daß nicht Granaten, sondern Menschenhände diese Verwüstung vollbracht hatten.

In einem andern Heim bemühte sich eine ältere Dame, Lumpen und Fetzen zusammenzulesen. Sie war bei Ankunft der Russen nach Danzig geflohen und jetzt eben zurückgekehrt. Keine Nähnadel war mehr von ihrem beweglichen Eigentum vorhanden, versicherte sie. Wozu sollte sie in Stallupönen bleiben? Sie wollte mit dem ersten besten Zug nach Danzig zurückfahren. Ein-

Rechtsanwalt hatte für sich und seine Frau eine kostbar eingerichtete, komfortable Villa gebaut. Ihr Inneres spottete jeder Beschreibung. Man hatte wohl keine Zeit und Gelegenheit gehabt, den schönen Flügel nach Rußland zu schicken. Er lag umgestürzt mit geborstenen Saiten und ausgerissenen Tasten da. Im übrigen waren alle Räume als Abtritte benutzt, und ein unausstehlicher Gestank herrschte in ihnen. Man sah überall, mit welcher Wonne die Zerstörer vorgegangen waren, und es muß ihnen ein Vergnügen gewesen sein, mit Kristallschalen nach Trumeaus oder Spiegelglasfenstern zu zielen. Weshalb aber? Man beginnt doch nicht einen Weltkrieg, um Pianos zu stehlen und Möbel zu zertrümmern! Oder sollte das die Soldaten trösten, die sich danach gesehnt hatten, Curzons Lanzenreiter Unter den Linden Berlins und seine Gurkhas im Park von Sanssouci zu treffen? Wenn es Leute in Westeuropa gibt, die diese Art der Kriegführung billigen, so müssen die Nationen, die sich im jetzigen Weltkampf auf die Seite der uralten germanischen Kultur stellen, dahin übereinkommen, daß die Russen in Zukunft in Mittel- und Nordeuropa keine Kulturmission mehr zu erfüllen haben. Sie sollen ihr Gesicht nach Osten wenden, nicht nach Westen.

Auch in Pillkallen waren die Russen zweimal zu Gaste, vom 17. August bis 13. September 1914 und vom 12. November bis 9. Februar 1915. Beim ersten Besuch wurden sie noch nicht recht heimisch und waren auch nervös aus Furcht vor deutschen Angriffen. Von ihrem zweiten Besuch aber haben sie manche unheimliche Spur hinterlassen. Der Kreis Pillkallen hatte 45500 Einwohner, die meist von Landwirtschaft (Weizenbau) lebten und ansehnliche Pferdezucht trieben. Es gab viele Großbauern, und der Wohlstand war allgemein, wie man aus den vielen Kreditbanken schließen konnte. Nun war alles auf einmal vernichtet, und am schlimmsten war es für die alten Leute gewesen, die die ganze Zeit dageblieben waren.

Von den 46000 Pferden des Kreises war wenigstens die Hälfte in die Hände der Russen gefallen. Der Rinderbestand, etwa ebenso groß, war zum größten Teil von den Russen requiriert worden. Im ganzen Gebiet waren höchstens 5000 Personen

4*

während der zweiten Invasion geblieben. Zahlreiche Männer, Frauen und Kinder waren nach Rußland verschleppt worden. Aus einem einzigen Gendarmenbezirk z. B. 100 Mann. Viele Frauen flohen bei Ankunft der Russen in die Wälder und litten dort grauenhafte Not. Vom Hunger getrieben, schlichen sie sich nachts an die Wohnstätten heran. 891 Wohnhäuser, 1888 andere Gebäude und 20 Mühlen waren niedergebrannt worden. Jedes Haus, das noch stand, war ausgeplündert.

Ungeachtet der Unsicherheit, die immer noch bestand, wollte die nach Westen gebrachte Bevölkerung in ihre alten Wohnstätten zurückeilen. Alle jungen Männer wünschen und fordern Soldaten zu werden, und es nützt nichts, daß ihre Eltern sie bei der Landwirtschaft behalten wollen. Sie wollen für die Schandtaten, die an ihren Schwestern und Bräuten begangen sind, Rache nehmen. Rußland hat keinen Nutzen von seinem Einfall in Ostpreußen gehabt. Es hat sich gegen Rußland ein neues Geschlecht erhoben, erfüllt von glühendem Haß und Rachbegierde.

Die meisten Gewalttaten, die in Pillkallen verübt wurden, sind zu scheußlich, als daß sie wiedergegeben werden könnten. Neunzig Fälle sind beschworen und durch Zeugenaussagen bekräftigt. Darunter sind viele Morde, die noch besonders gräßlich sind wegen der Verstümmelung der Leichen. Am 20. November wurden Frauen und Kinder in Keller eingesperrt und dort unter russischer Bewachung festgehalten. Aus diesem Depot requirierten russische Offiziere von Zeit zu Zeit junge Mädchen! Die Einzelheiten, die man in Pillkallen über diese Orgien hört, übertreffen alles, was man aus dem finstersten Mittelalter weiß, und auch die unheimlichsten Erzählungen aus der Zeit des Dreißigjährigen und des großen Nordischen Krieges. Das einzige, was nun noch fehlt, ist, daß man offen die Leute als Sklaven verkauft.

Und dieser Macht, deren Soldaten sich solcher Verbrechen schuldig machen, bemühen sich die Westmächte, den Weg in Europas Herz zu bahnen! England trägt die Hauptverantwortung dafür. England benutzt seine farbigen Vasallen, um den westeuropäischen

Damm gegen die Barbarei des Ostens niederzureißen. England, das sich selbst den Beschützer der kleinen Staaten zu nennen wagt, sucht seine Schützlinge zu erdrosseln und auszuhungern, um sie so zu zwingen, den Slawen in ihrem Kampf gegen germanische Ehre und Treue, germanische Kraft und Tüchtigkeit zu helfen. Wenn aber Englands Streben glückt, dann ist auch das Schicksal der Skandinavischen Halbinsel besiegelt. Was Englands Eide wert sind, haben wir Schweden ja mehr als genug erfahren. 1720 hat es uns verraten, 1808 hat es uns verraten, 1905 hat es uns verraten. England ist zu allem fähig, um den eigenen Profit zu vergrößern!

10. Im Schneesturm.

Im großen Saal des „Dessauer Hofes" zu Insterburg, wo Großfürst Nikolai Nikolajewitsch und General Rennenkampf und nach ihnen Feldmarschall von Hindenburg mit seinem Generalstabschef Ludendorff ihre Mahlzeiten eingenommen hatten, saß ich am Abend des 19. März bei dem Etappeninspektor General von H....., zusammen mit etwa 20 Offizieren und dem Oberpräsidenten Ostpreußens, Grafen Batocki. Tags darauf brach ich um 3 Uhr auf in der Absicht, in drei Stunden das Hauptquartier zu erreichen. Es hatte die Nacht über geschneit. Stadt und Land lagen unter einer weißen Decke. Der Himmel war trübe, und schon nach einer Stunde Fahrt setzte Sturm mit Schneegestöber ein. Alles verschwand. Man sah bloß die beiden dunklen Baumreihen der Allee. Wie ein Gespenst tauchte manchmal eine Windmühle auf mit eilig schwingenden Flügeln. Wir kamen durch Nordenburg, wo Hindenburg zweimal sein Armeeoberkommando gehabt hat. Bei Tageslicht ging es noch an. Da sah man noch dreißig Meter weit. Aber dann brachen Dämmerung und Dunkel herein, und man erblickte im Schein der Automobillampe nur das nächste Baumpaar, das den Kurs angab. Ich hatte zwei Automobile. Im ersten saßen Leutnant Israel und ich auf dem Vordersitz, der Chauffeur im Wagen; im andern fuhren zwei Chauffeure mit unserm Gepäck.

Der Schnee fiel in undurchdringlichen Wolken. Das weiße

Pulver sauste im Lampenschein vorüber und peitschte einem die Augen, fegte über die Felder und bildete an geeigneten Stellen richtige Dünen und Bergrücken quer über die Straße. Wenn wir mit großer Geschwindigkeit fuhren, wirkte das Automobil als Schneepflug und schob die weiße Masse auseinander, die in Schlagwellen seinen Vordersteven umbrandete und vom Wind in erstickenden Wolken über uns getrieben wurde. Zuweilen schnitten die Räder so tief ein, daß sich ein Wall vor dem Wagen bildete und dieser nicht darüber hinwegkam. Da ging es denn rückwärts, und die drei Chauffeure mußten das Hindernis mit Spaten aus dem Wege räumen.

Ein paarmal erhielten wir Hilfe von Leuten, die mit Pferden vorüberfuhren. Die Bevölkerung muß laut Verordnung ihre Zugpferde den Kriegsautomobilen zur Verfügung stellen. Einmal war es ein Gutsbesitzer in gedecktem Wagen, dessen Fahrt so unterbrochen wurde. Etwas später, als wir wieder wie festgegossen in einer Wehe steckten, gelang es einem Bauern, auf seinem Schlitten vorüberzukommen und in dem undurchdringlichen Schneegestöber hinter uns zu verschwinden. Er hatte Frauen bei sich und wollte sie natürlich je eher desto lieber aus diesem furchtbaren Wetter nach Hause bringen. Da mußten wir uns wieder selber helfen und eine Rinne durch den Schnee graben.

Wir hatten jeden Gedanken, ins Hauptquartier zu kommen, längst aufgegeben. Erreichten wir mit heiler Haut Rastenburg, dann konnten wir froh sein. Von Minute zu Minute nahm der Sturm zu. Die Hindernisse vor uns wuchsen, und hinter uns wuchs der Schnee wieder zusammen. Ich war darauf gefaßt, einzuschneien und im Automobil zu übernachten — ein Abenteuer, das hinterher lustig genug gewesen wäre, das aber jetzt, wo wir mit klammen Händen frierend im Wagen saßen, durchaus nichts Verlockendes hatte.

Endlich erreichten wir den Punkt, wo der Weg nach Osten abschwenkt, und hatten nun den Wind im Rücken. Die Schneemenge war hier geringer, und ohne weitere Behinderung kamen wir nach Rastenburg hinein und verbrachten den Abend mit dem Etappeninspektor der ..ten Armee und seinen Offizieren.

Am folgenden Morgen legten wir in strahlendem Sonnenschein zwischen blendend weißen Schneefeldern den Rest des Wegs zum Hauptquartier zurück. Unterwegs begegnete uns ein gedecktes Automobil, in dem der Feldmarschall mit seinem Adjutanten Major C........ saß; er begab sich nach einem einsamen Wäldchen hinaus, um seine gewöhnliche Vormittagspromenade zu unternehmen. Zum Mittagsmahl kam er pünktlich zurück. Am Tisch des Feldmarschalls bemerkte ich diesmal Fürst Hohenlohe, den ich von Sedan her kannte, und am Tisch der Adjutanten Prinz Joachim von Preußen, der Rittmeister ist und seinem Rang, nicht seiner Geburt entsprechend behandelt wird. Er ist ein außerordentlich sympathischer und anspruchsloser Mann und nimmt, wie alle Söhne des Kaisers, mit Leib und Seele an dem großen deutschen Befreiungskriege teil. Alle haben ihn gern wegen seiner kameradschaftlichen Art und seiner großen Pflichttreue, und alle bewundern seine persönliche Tapferkeit. Er hat auch eine Wunde davongetragen als Erinnerung an die Kämpfe im Osten, an denen er zu Ehre und Nutzen seines Vaterlandes teilgenommen hat.

Das Gespräch am Mittagstisch war besonders lebhaft und angeregt. Wir sprachen von den Zukunftsaussichten. Keine Unruhe, nur Zuversicht und Siegesgewißheit. Große Perspektiven wurden von weitsehenden Männern aufgerollt. Wir sprachen von Kitchener und seinen Kämpfen gegen den Mahdi und die Derwische von Ägypten und Indien, und von den Gefahren, denen sich die englische Weltmacht ausgesetzt hat, indem sie gedankenlos sich in diesen unübersehbaren Krieg stürzte, in dem keine Macht verwundbarer ist als gerade England.

Eine Meldung aus Memel, die dem Feldmarschall bei Tisch überreicht wurde, brachte das Gespräch auf den Einfall der Russen in diese Stadt und ihre nächste Umgebung. Noch wußte man nicht mit voller Sicherheit, was der Feind sich vorgenommen hatte. Die Bevölkerung sei über das zugefrorene Kurische Haff nach der Nordspitze der Kurischen Nehrung geflohen, hieß es, und man habe Vorkehrungen zu ihrem Schutz und ihrer Verpflegung getroffen.

Deutsche Kriegsschiffe lagen dort draußen, um den Russen den Rückzug abzuschneiden, wenn sie sich an der Küste nach Libau zurückzuziehen beabsichtigten. Das feindliche Heer wurde auf 6000 Mann berechnet und 300 Mann Marinetruppen aus Libau. Deutsche Truppen, besonders Kavallerie, waren unterwegs nach Norden, um die aus Landsturm bestehende Besatzung Memels zu entsetzen. Russische Bauern und Abenteurer seien, so hieß es, den Spuren des Invasionskorps gefolgt, um an der Plünderung teilzunehmen.

Im Verlauf des Tages kamen neue Nachrichten. Trotzdem die Russen Memel besetzt hatten, war ein Teil der Zivilbevölkerung zurückgekehrt, um ihr Eigentum zu bewachen. Man fragte sich, was die Absicht dieses ungeordneten, planlosen Einfalls sein könne, dem jede militärische Bedeutung fehlte; denn wenn es den Russen auch geglückt wäre, Memel zu halten, so hätten sie daraus keinen Vorteil ziehen können. Die Besetzung der Stadt hätte nur Truppen gebunden, die immer in Gefahr waren, eingeschlossen und gefangengenommen zu werden. Wahrscheinlich war der Einfall nur ein politischer Schachzug. Die Dampfwalze war im Verlauf des Winters zurückgegangen, und nun sollte die Eroberung Memels als ein glorreicher Sieg ausposaunt werden und die Stimmung in Petersburg, London und Paris aufbessern. Wie dumm, wie kindisch! Ein paar Monate später mußten die Unternehmer die mißglückte Affäre mit dem Verlust von ganz Kurland und eines Teils des Gouvernements Kowno büßen.

Abends kam beim Feldmarschall wieder die Rede auf Memel, und wir beschlossen, daß ich am nächsten Tag dorthin fahren sollte.

11. Wie die Russen in Memel hausten.

Am 23. und 24. März war ich in Memel.

Als die Russen die Stadt besetzt hatten, stellten sie eine Postenkette um den südlichen Teil, um der Zivilbevölkerung die Möglichkeit zu nehmen, mit den von Süden herannahenden deutschen Truppen in Verbindung zu treten. Nichtsdestoweniger hatten sechzig Personen, die vor der Stadt wohnten, sich in dieser Rich-

tung auf den Weg nach ihren Wohnungen gemacht. Sie wurden gefangen und zwanzig von ihnen wurden auf das Feld bei Althof geschafft. Hier wurden sie in einer Reihe aufgestellt und von einer Abteilung Infanterie erschossen! Dreizehn stürzten tot hin, sieben Schwerverwundete wurden sich selbst überlassen und krochen oder schleppten sich bis zu den nächsten menschlichen Wohnungen, wo sie Hilfe fanden. Acht von den dreizehn Toten wurden von Verwandten abgeholt, die übrigen fünf waren von einem deutschen Pastor in einen Holzschuppen bei Althof geschafft worden, wo sie von denen besichtigt werden konnten, die noch irgendeinen Verwandten vermißten. Auch ich warf einen Blick auf diese unschuldigen, verblichenen Männer, nur um mich von der Wahrheit des Berichts zu überzeugen. Mir wurde sie später noch von denen bekräftigt, die mit dem Leben davongekommen waren und nun in einem Lazarett verpflegt wurden.

Gerade als ich in Memel einfuhr, verkündeten die Kirchenglocken, daß die acht Erschossenen, die von ihren Verwandten wiedererkannt worden waren, der ewigen Ruhe übergeben wurden. Auf den Straßen bewegten sich Massen von Menschen, nicht bloß Einwohner der Stadt, sondern auch Landleute aus der Umgegend, die aus Neugier herbeigekommen waren oder um Schutz zu suchen im Falle einer neuen Gefahr. Ich sprach mit ein paar Damen, die weinten und „diese Bande, diese Tiere, diese Barbaren" verfluchten. Sie hatten Verwandte verloren. Von Verwüstung und Mordbrennerei merkte man nichts. Denn die Russen hatten ihre Absicht nur teilweise ausführen können. Sie waren bloß drei Tage in der Stadt und wurden dann hinausgeworfen. Einige Geschäfte mit Eßwaren und Spirituosen waren ausgeräumt und ein Uhrmacherladen um Vorräte im Wert von 65000 Mark geplündert worden. Dasselbe Schicksal hatte ein Juweliergeschäft getroffen. Zigarren und Zigaretten hatte man sich auch ohne Ausnahme angeeignet.

Memel hat 21000 Einwohner; wenn man die Vororte mitrechnet, 30000. Der russische Angriff geschah zugleich von Norden und von Osten. Die Verteidigungstruppen bestanden bloß aus

Landsturm. Mittwoch den 17. März hatte sich der Feind genähert und unter anderm zwei Kanonen auf der Grambowischker Höhe aufgefahren. Die Deutschen zogen sich von ihren vorgeschobenen Stellungen in die unmittelbare Nähe der Stadt zurück. Am Nachmittag desselben Tages und am Donnerstag floh ein großer Teil der Einwohner über das Kurische Haff. Donnerstagabend 7 Uhr drangen die Russen herein. Zuerst Patrouillen, dann größere Abteilungen, aber noch wurde nur eine Weinhandlung geplündert. $^1/_2$10 Uhr fand sich ein Offizier auf dem Rathaus ein, wo sich der Oberbürgermeister aufhielt, und erklärte, er sei der Kommandant der Stadt und verlange, daß die Bevölkerung sich anständig benehme und vor allem sich nicht unterstände, aus den Häusern zu schießen. Der Bürgermeister sei für alles verantwortlich, was in dieser Hinsicht geschehen würde.

In der Nacht vom Donnerstag zum Freitag rückten neue Truppen ein und wurden in der Kaserne der Stadt einquartiert. Sie bestanden aus einem Infanterieregiment, einer oder mehreren Sotnien Kosaken und Marinetruppen aus Libau. Am frühen Morgen wurde der Oberbürgermeister nach der Kaserne geschafft, während die Russen Läden plünderten und Gewalttaten gegen die Bevölkerung verübten. Die Wohnung des Pastors wurde durchsucht, und er selbst einer Leibesvisitation unterzogen. Man begnügte sich damit, das vorgefundene Geld zu nehmen, rührte aber sonst nichts an. Im Verlauf des Tages mußte der Geistliche ausgehen, um den Flüchtlingen, die sich unter seinen Schutz gestellt hatten, Essen zu verschaffen. Er kam dabei einer Wachtkette zu nahe, wurde festgenommen und gezwungen, niederzuknien und die Hände hochzuheben, worauf er wieder körperlich untersucht wurde. Man fand bei ihm nichts Verdächtiges, nur einen Schlüsselbund, den man ihm nahm und wegwarf.

Am Sonnabend wurden der Oberbürgermeister und andere festgenommene Herren freigelassen. Schon in der Nacht war ein Teil der Besatzungstruppen abgerückt; ungeordnete Soldatenhaufen terrorisierten aber die Stadt noch immer. Offiziere waren nicht

zu sehen. Die Zurückgebliebenen hatten betrunken zu Hause gelegen und sich erst im Verlauf des Tages ernüchtert. Als sie ins Freie kamen, waren sie sehr erstaunt darüber, ihre Kameraden nicht vorzufinden, und fragten nach ihnen. Am Sonntagmorgen waren mehrere dieser Marodeure geflohen. Manche aber waren dageblieben. Der Gottesdienst wurde nicht gestört, und niemand drang in die Kirche ein, trotzdem viele Flüchtlinge dort Schutz gesucht hatten. Ein paar Soldaten hatten sich ins Haus des Pastors begeben und ihn mit dem Bajonett bedroht, sich aber beruhigt, als ihnen Zigarren geboten wurden. Die fünfzig Flüchtlinge, die sich dort befanden, waren nicht verunglimpft worden.

Am Sonntagmorgen um 9 Uhr hatte die Hauptmacht der Russen Memel verlassen. Die Bevölkerung begann wieder aufzuatmen und bewegte sich in den Straßen ziemlich frei. Um 5 Uhr nachmittags kam aber eine Kosakenpatrouille von einem Offizier und zehn Mann zurück, ritt vor das Rathaus und verlangte die Auslieferung des Oberbürgermeisters. Da er nicht da war, begaben sich die russischen Reiter nach seiner Wohnung. Als er auch dort nicht angetroffen wurde, nahmen sie an seiner Statt den Bürgermeister Pockels und einige andere Magistratsbeamte fest. Die letzteren wurden zu Wagen fortgeschafft; Herr Pockels wurde auf einen Schlitten gelegt, der den Zug beschloß. Aus irgendeinem Anlaß, sei es bei einer schnellen Wendung, sei es mit Absicht, rollte der Bürgermeister aus dem Schlitten und blieb auf der Straße liegen, während die Wagen mit den übrigen um die nächste Straßenecke verschwanden. Unglücklicherweise kamen im selben Augenblick einige russische Soldaten vorüber, und einer von ihnen stieß ganz ohne Grund Pockels das Bajonett durch den Leib! Als ich ihn drei Tage später im Lazarett besuchte, zeigte sein Gesicht Todesblässe, aber er konnte noch selbst berichten, was ihm widerfahren war. Seine Frau, die neben ihm saß, war in Tränen aufgelöst. Ich weiß zurzeit nicht, ob er lebt; es wäre ein Wunder, denn er war buchstäblich auf das Bajonett gespießt worden.

Ungefähr gleichzeitig waren 300 Soldaten unter der Anfüh-

rung von Offizieren in das Haus des Oberbürgermeisters eingedrungen und hatten abermals seine Auslieferung verlangt. Gegen $^1/_2$6 Uhr waren weitere 2000 Russen von Norden her in die Stadt eingerückt, hatten die Straßen gefüllt, waren in die Häuser eingebrochen und hatten einen großen Teil der Bevölkerung nach der Kaserne geschafft. Die Absicht war gewesen, die Unglücklichen fortzuschleppen. Das kam aber nicht zur Ausführung; denn im Lauf des Abends rückten die Deutschen von Süden heran. Unter dauerndem Straßenkampf wurden die Eindringlinge durch die Stadt getrieben. Gegen 9 Uhr waren sie verjagt, nur die Toten lagen in ihrem Blut. Dem Kampflärm folgten donnernde Hurrarufe für die einziehenden deutschen Truppen. Vor dem Denkmal Kaiser Wilhelms II. wurde ihnen von der Volksmasse gehuldigt.

Infolge der Kürze ihrer Besuche kamen die Russen nicht dazu, hier so viel Greuel zu begehen wie sonst in Ostpreußen. Graf Batocki berechnete einige hundert Fälle von Gewalttaten in Memel und ebensoviel in den Dörfern der Umgegend. Der Superintendent war der erste, der einen kurzen Rundgang durch die Stadt unternahm; er fand vier Leichen von Zivilpersonen. Von den Geistlichen flüchtete keiner während der Invasion.

In den Lazaretten sprach ich mit mehreren Opfern. Ein Mann namens Einers hatte auf der Straße gestanden, als die russischen Reiter einrückten. Ein Kosak versetzte ihm im Vorrüberreiten einen Säbelhieb, und ein anderer schlug ihn mit dem Gewehrkolben. Er stürzte hin und stellte sich tot. Nun lag er im Lazarett und befand sich auf dem Wege der Besserung.

Ein 12jähriger Junge, Seffig, sehr bleich und mitgenommen, hatte eine Schußwunde bekommen und seine Gehirnschale war eingeschlagen; er lebte aber noch und konnte erzählen, daß die Gewalttat bei ihm zu Hause geschehen und daß er im Schreck unter ein Bett gekrochen sei, während Kosaken seinen Vater mißhandelten.

Ein 63jähriger Mann, Hubert, Wächter in einem Holzwarenlager, war auch beim Einzug der Russen dabei gewesen. Sie waren in ein Haus eingebrochen, hatten die Telephone zertrüm-

mert und dann den Mann 7 Kilometer bis zur Kaserne vor sich hergetrieben. Unterwegs war er vor Mattigkeit hingefallen, mit Kolbenschlägen aber wieder weiter getrieben worden. Auf dem Kasernenhof fiel er wieder hin, worauf eine neue Mißhandlung erfolgte. Dann sperrte man ihn ein, ließ ihn aber bald wieder frei.

Moser, ein 40jähriger, war mit etwa hundert andern in die Kaserne getrieben, dann aber wieder freigelassen worden; aber als er herauskam, erhielt er, weswegen wußte er nicht, einen Schuß in den rechten Arm und wurde außerdem mit Gewehrkolben und Bajonetten mißhandelt. Er war von Zivilpersonen in üblem Zustand in ein Lazarett getragen worden.

Der 62jährige Babies war einer von den zwanzig bei Althof gewesen und wurde nun im Lazarett behandelt. Er erzählte, die zum Tode Verurteilten hätten geweint und um Schonung gebeten. Sechzehn Russen hätten auf sie geschossen. Er selber war an der Schulter schwer verwundet.

Gertrud Puttnins, ein 10jähriges Mädchen, war, als die Russen kamen, erschreckt von der Straße nach Hause geflüchtet und dabei von einem Schurken niedergeknallt worden. Ihre Eltern waren bei ihr im Lazarett, als ich dorthin kam.

Der 65jährige Rozal hatte sich gleichfalls auf der Straße befunden, als die Kosaken anfingen, die Oberleitungen der elektrischen Bahn herunterzureißen. Auf die Aufforderung „pascholl", „fort", war der Alte fortgeeilt, hatte aber nichtsdestoweniger einen Schuß in den linken Arm bekommen. Der Arm war so übel zersplittert, daß er hatte amputiert werden müssen. Ein anderer Mann, Kristen Lampsat, 31 Jahre alt, war unter ähnlichen Umständen ins rechte Bein geschossen worden. Der 49jährige Hoffmann gehörte wie Babies zu den zum Tode Verurteilten von Althof; er hatte drei Schüsse in die Hüfte und in die Hand erhalten.

Im Lazarett lag auch der 56jährige Zimmermann Lippke, der folgendes erzählte: Dreimal waren wilde Soldatenhaufen in sein Heim eingedrungen und hatten geplündert. Schließlich hatte eine Schar, einer nach dem andern, seine 21jährige Tochter vergewaltigt

und ihre Eltern gezwungen, zuzusehen! Diese hatten einen solchen Anblick nicht ertragen können. Die Mutter hatte Arsenik genommen und war gestorben. Der Vater hatte sich die Pulsadern im Handgelenk aufgeschnitten. Er war dem Leben erhalten geblieben, aber von Kummer gebrochen und umnachtet. Das Mädchen war an der Mißhandlung gestorben.

Ich habe nur solche Fälle angeführt, die ich selber nachprüfen konnte. Die Mißhandelten, die ich hier erwähnt habe, lagen im Städtischen Krankenhaus unter der Pflege des Dr. Geßner und in der Kreisheilanstalt unter der Aufsicht des Dr. Hurwitz.

Ich habe schon meiner Verwunderung darüber Ausdruck gegeben, daß man sich in „neutralen Ländern“ nicht bemüht hat, den Akten über die ostpreußischen Greuel dieselbe Verbreitung zu geben wie den mehr als zweifelhaften Ententebroschüren, die Gott weiß auf wessen Betreiben überall, auch in Schweden, verteilt werden. Trotzdem ein Forscher wie Professor Joseph Bédier von deutscher Seite Punkt für Punkt widerlegt worden ist, und auch ein hervorragender schwedischer Historiker ihn seiner Wissenschaftlichkeit entkleidet hat, wird er auf der andern Seite dennoch zu den unangreifbaren Zeugen gerechnet — vermutlich im heiligen Namen der Neutralität! Weshalb werden überhaupt in neutralen Ländern solche Schriften veröffentlicht? Glaubt jemand, daß es ausschließlich aus Zorn über Verbrechen geschieht, an deren Wahrheit man nicht zweifelt? Nein, durchaus nicht. Denn handelte der Herausgeber nur im Namen der Wahrheit und des Rechtes, dann würde er wohl auch das Bedürfnis haben, in derselben Ausdehnung die in Ostpreußen begangenen Verbrechen der öffentlichen Meinung vorzulegen. Davor aber hütet man sich, da die ganze Geschäftigkeit politische, nicht sittliche Gründe hat. Ein Bericht über die Verwüstungen und Gewalttaten, die die Kosaken in Ostpreußen begangen haben, würde ja den kindlichen Glauben an Rußlands hohe Kultur ins Wanken bringen, und Rußland braucht, wie wir wissen, jede Unterstützung, die es bekommen kann. Daher das ewige Ausgraben und Debattieren unbewiesener deutscher Grausamkeiten. Es ist

eigentümlich, daß man seine Schwäche nicht merkt. Der Starke, der siegt, braucht solche Mittel nicht. Er erringt durch seine Taten die Bewunderung der Welt und kann es verachten, mit leeren Worten um ihr Mitleid zu werben.

12. Tilsit.

Um 4 Uhr nachmittags brach ich von Memel auf. Auf einer Straße beseitigten russische Gefangene den Schneeschmutz; die Bürger betrachteten sie mit gemischten Gefühlen, aber niemand belästigte sie, und kein Schimpfwort wurde gegen diese Männer ausgestoßen, die im ersten Akt Räuber gewesen waren.

Bei Althof war eine andere Schar von Gefangenen damit beschäftigt, ihren gefallenen Kameraden ein Massengrab zu schaufeln. Bleich und starr, mit blutigen Stirnen, lagen die Gefallenen aufeinander. Die entblößten Köpfe alle nach einer Seite gerichtet. Sie schliefen den langen schweren Todesschlaf und sollten nun ohne Priester, unbeweint, der fremden Erde übergeben werden, die sie als Straßenräuber und Frauenschänder betreten hatten. Auch sie waren Opfer dieses unheimlichen Krieges, in dem sie nichts gewinnen konnten, vielmehr alles verloren hatten. Die die Verantwortung dafür tragen, sitzen in Petersburg an grünen Tischen in prächtigen Sälen, von deren Wänden die Bildnisse Zar Peters und seiner Nachfolger auf sie herabsehen. Aber auch für sie wird einmal die Stunde der Vergeltung schlagen!

Man hatte uns geraten, die Waffen bereitzuhalten, denn in der Dunkelheit könnten sich russische Patrouillen bis an die Landstraße heranwagen. Die Fahrt verlief jedoch ruhig, und vergebens warfen wir von Zeit zu Zeit spähende Blicke nach dem Wald im Westen.

Abends waren wir in Tilsit und brachten die Nacht im „Königlichen Hof“ zu. Er hatte früher „Hôtel de Russie“ geheißen. Als die Russen kamen und erfuhren, daß der Name geändert worden war, befahlen sie, den Namen „Hôtel de Russie“ wieder anzubringen; Ungehorsam werde mit Todesstrafe geahndet. Nun standen sie abermals nur 20 Kilometer von Tilsit entfernt,

bei Laugszargen wurde gekämpft, und das Hotel hieß wieder „Königlicher Hof".

Am 30. Dezember 1912 war Rennenkampf in Tilsit gewesen, um der Erinnerungsfeier an die Konvention von Tauroggen beizuwohnen, die vor genau hundert Jahren zwischen dem preußischen General Yorck und dem russischen General Diebitsch geschlossen und durch die das preußische Heer für neutral erklärt worden war; 1912 hatte man ein Yorck-Denkmal dort errichtet. Jetzt, 1915, kämpften Preußen und Russen um Tauroggen, das schließlich von den Deutschen erobert und zur Strafe für den Einfall in Memel zusammengeschossen wurde.

Während des jetzigen Krieges waren die Russen kurze Zeit Herren von Tilsit. Am 12. September 1914 mußten sie es nach Straßenkämpfen wieder räumen, und am 13. wurden sie nördlich der Stadt zurückgeschlagen. Sie verloren über 4000 Gefangene, darunter einen General, sowie Maschinengewehre und Kanonen.

Ehe die Russen Tilsit eroberten, hatten die militärische und die Zivilbehörde der Stadt darüber beraten, ob nicht die prächtigen Brücken über den Memel und seine Nebenflüsse zerstört werden sollten. Oberbürgermeister Pohl trat für ihre Erhaltung ein, und man schob die Sprengung so lange hinaus, bis es zu spät war. Die russische Heeresleitung war höchst erstaunt, sie wohlbehalten vorzufinden, und stellte durch Fragen fest, daß die deutsche Militärbehörde wohl die Absicht gehabt habe, die Brücken zu sprengen, das aber aus irgendeinem Grunde unterlassen habe. Nun ging den Russen ein Licht auf: hatte der Feind die Brücken nicht gesprengt, so wollte er damit Vorteile gewinnen; also ging man dieser Vorteile verlustig, wenn man sie zerstörte. Deshalb blieben diese Brücken auch jetzt verschont — wohl die einzigen Brücken in dem vom Feind besetzten Teil Ostpreußens, die nicht in die Luft flogen.

Oberbürgermeister Pohl gab in der Russenzeit manchen Beweis von Geistesgegenwart und Entschlossenheit. Telephonisch stand er insgeheim die ganze Zeit mit der deutschen Militäroberleitung in Verbi ndung, saß selbst am Hörer und wäre erschossen



Die bei Althoff gefallenen Deutschen werden auf einem Bauernwagen weggeschafft.

Eine niedergemähte russische Schützenlinie.

„Die Wacht am Rhein“ mit ihrem stolzen „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein“ und einen neukomponierten Hindenburg-Marsch. Das Krematorium mit seinen unvergeßlich schönen Kunstwerken war Schrapnellfeuer ausgesetzt gewesen. In der Dragonerkaserne, in der das 1. Dragonerregiment Prinz Albrecht von Preußen seit 1717 sein Heim aufgeschlagen hat, waren Russen einquartiert gewesen. Auf dem Rathaus wurde mir schließlich ein festlicher Empfang zuteil, und ich zeichnete meinen Namen in sein großes Buch ein. Nicht weit vom Rathaus stand noch seit dem Herbst 1914 eine mächtige Brustwehr aus Papierballen; etwas weiter entfernt erinnerten Brandstätten an die gewaltigen Holzhöfe, die von Granaten in Brand geschossen wurden.

Nach einem lukullischen Mittagsmahl beim Oberbürgermeister fuhren wir in Schneeschmutz, Platzregen und Sturm nach Königsberg und erschienen nach einer Fahrt von 120 Kilometern platschnaß vor dem Oberpräsidenten Grafen Batocki. Tags darauf ging die Fahrt über Preußisch-Eylau mit seinem denkwürdigen Schlachtfeld ins Hauptquartier zurück, und wir kamen gerade zum Abendessen bei Hindenburg an, wo ich über die Eindrücke erzählen mußte, die ich in dem heimgesuchten Memel erhalten hatte.

13. Biographisches Intermezzo.

Nach meiner Rückkehr von Memel lag ich vier Tage fieberkrank im Bett. Glücklicherweise, hätte ich bald gesagt, hatte auch B........ sich überanstrengt und mußte zu Hause bleiben. So lagen wir denn wie ein paar Invaliden in unsern beiden Zimmern im Hauptquartier, gut gepflegt von dem unvergleichlichen Schulz und dem liebenswürdigen Stabsarzt Dr. Hornung.

Die Zeit wurde uns nicht lang. B........ deklamierte ganze Bände Goethe und sang ein Lied nach dem andern. Eines Abends bat er mich, ihm mein ganzes Leben zu erzählen! Ich begann um 7 Uhr und legte die fünf Dezennien in ebensoviel Stunden zurück! Punkt 12 Uhr war mein Bericht beendet, und niemals habe ich einen dankbareren und aufmerksameren Zuhörer

gehabt. Nun drückte B........ auf den Knopf der elektrischen Klingel, und herein trat unser Freund Schulz und klappte die Hacken zusammen.

„Schulz!"

„Jawoll, Herr Hauptmann!"

„Wissen Sie, wer der Mann ist, der dort sitzt?"

„Jawoll, Herr Hauptmann!"

„Nein! Aber ich werde es Ihnen erzählen!" und damit begann B........ fast Wort für Wort meine Lebensgeschichte zu wiederholen, die eben fünf Stunden in Anspruch genommen hatte! Schulz stand wie ein angezündetes Licht und hörte zu. Als der Erzähler auf Balachani kam und hinzufügte, das sei ein Platz am Kaspischen Meer, wo man Petroleum aus der Erde pumpe, wiederholte er den Namen mit erhobener Stimme: „Balachani, verstehen Sie, Schulz? Balachani!" Als er bis Ispahan gekommen war, richtete er plötzlich an Schulz die Frage:

„Nun, wie heißt der Ort am Kaspischen Meer, wo Petroleum gewonnen wird?"

„Das habe ich vergessen, Herr Hauptmann!"

„Balachani, merken Sie sich das, Balachani."

„Balekallekani, Herr Hauptmann."

Ich war nahe daran, vor Lachen zu sterben. Mein Freund aber war ernst wie ein Pastor beim Begräbnis, Schulz entzückt, verwirrt und erstaunt zugleich. Schließlich machte B........ eine Pause und sagte: „Sie haben einen Fleck auf dem Rock, Schulz, der muß morgen weg sein."

„Jawoll, Herr Hauptmann."

„Und wenn Sie alt werden, sollen Sie diese Geschichte hier im Winter am Ofen Ihren Kindeskindern erzählen, aber dann sagen Sie natürlich ...", und dann stellte er die ganze Erzählung auf den Kopf und machte Schulz' Akzent nach, wie er wahrscheinlich seinen Nachkommen die drolligsten Räubergeschichten auftischen würde.

„Das war in dem großen Kriegsjahr 1915. Aber eines

schönen Tages werden Sie wohl auch nach Tibet reisen. Bitte bringen Sie mir da einen Pelz, einen Lamapelz mit."

„Jawoll, Herr Hauptmann."

„Ja sehen Sie mal, Schulz, wenn Sie allein sein wollen, so reisen Sie nach Tibet. Sie haben gehört, was der Dichter sagt:

Wer sich der Einsamkeit ergibt,
Ach! der ist bald allein;
Ein jeder lebt, ein jeder liebt,
Und läßt ihn seiner Pein.

„Jawoll, Herr Hauptmann."

Es ist eine wahre Erholung, sich einmal auszulachen. Es geschieht nicht allzuoft. Der Krieg ist eine wunderliche Mischung von Kummer und Freude, von Ernst und Scherz.

Aber nun mußte auch B........ erzählen, und er schilderte mir in eindringlicher Darstellung seine Kriegserlebnisse. Er sprach von Tannenberg, wo die Russen 180000 Mann von der Narew-armee verloren, von der Schlacht bei den Masurischen Seen, wo 40000 Gefangene gemacht wurden, von den Kämpfen in Süd- und Westpolen, wo Hindenburg die Provinz Posen gegen eine erdrückende Übermacht vor einer Invasion bewahrte und mit seinen glänzenden, elastischen Operationen die zweite große Krise der Zentralmächte an der Ostfront überwand; von dem zweiten Einfall der Russen in Ostpreußen; von Mackensens, Scheffers und Litzmanns Taten und von der gewaltigen Umfassung zwischen dem 8. und 19. Februar, die unter dem Namen „Winterschlacht in Masuren" weltberühmt wurde und die ganze Armee des Generals von Sievers, 200000 Mann, vernichtete. Damit waren wir bis zur Gegenwart gekommen; was später folgte, sollte ich teilweise selbst mit erleben.

Und B........ erzählte mit einer wunderbar gedämpften Glut von den ersten Kriegstagen. Krieg! Weltkrieg! Vor ihm lag Großjustin mit seinen Wiesen und Parkanlagen. Alles war wie zuvor, und doch verändert. Etwas Neues, Ungeahntes war ins Land gedrungen. Ein Schatten schlich sich über Wald und Felder.

Gehört dies Gut mir oder einem andern? Wie lange werde ich hier mit Weib und Kind sitzen? Da lag das Dorf im Abendsonnenschein, und Männer eilten über Straßen und Wege. Wohin? Zu Sieg oder Niederlage, in Gefangenschaft oder in Grabesruh in fremdem Land? Ist es Wirklichkeit oder ein böser Traum? Droht dem Reiche ein großes nationales Unglück, unsern Nachkommen Knechtschaft, drohen Blut, Tränen und Jammer? Kann diese Prüfung nicht von uns abgewendet werden, oder bedeutet es Siegesbotschaft und dröhnende Triumphmärsche durchs Brandenburger Tor? Es ist Morgen. Neue Nachrichten treffen ein. Alles ist wie zuvor. Es ist kein Traum. Es ist tiefster Ernst. Tausende von Schwertern sind aus den Scheiden, Millionen von Gewehren werden geputzt, schwere Munitionszüge rollen nach den Grenzen. Es ist der blutigste Ernst, der je über Deutschland hereingebrochen ist. Es trifft alle gleich, reich und arm, jung und alt. Es gilt Freiheit und Zukunft und das Bestehen des Landes!

An allen Mauern hängen rote Anschläge, von eifrig lesenden Männern belagert. Alle eilen in die Lokale, wo man über die Stellungsorte, über Züge und Verordnungen Bescheid bekommt. Es gibt kein Zögern, keine Furcht. Ernst sind die Soldaten, aber blumengeschmückt, und auf ihrem Weg zum Bahnhof singen sie:

Was nützet mir ein schöner Garten,
Wenn andre drin spazieren gehn
Und pflücken alle die Röslein ab,
Daran ich meine
So ganz alleine,
Daran ich meine Freude hab'.

Was nützet mir ein schönes Mädchen,
Wenn andre mit spazieren gehn
Und küssen ihr die Schönheit ab,
Daran ich meine
So ganz alleine,
Daran ich meine Freude hab'.

In dem alten Restaurant in Kolberg saß an langen Tischen das Offizierskorps des ..ten Regiments mit seinen Damen, kriegs-

getraute junge Frauen, alle beseelt von einem einzigen Gedanken und demselben Ziel, Deutschlands Sieg, und alle froh und opferwillig vor dieser Trennung, die für die meisten eine Trennung aufs Leben war. Da trat der Landrat mit seinem Assessor herein. Patriotische Grüße wurden gewechselt; der Landrat sprach auf das Regiment und seine Fahnen, auf Sieg und siegreiche Heimkehr, der Regimentschef antwortete und schwur, jeder Mann werde seine Pflicht tun und mit Gottes Hilfe siegen.

Aber die Stunde des Aufbruchs schlug. Die Artillerie fuhr ab, die Kavallerie folgte mit prächtigen, gut gepflegten Pferden und geputztem, festem Riemenzeug, alles glänzend blank und neu, die feldgrauen Uniformen sauber und ohne Flecke. Mit fliegenden Fahnen und klingender Musik marschierte das ..te Regiment von der Goltz durch dichte Scharen von Zuschauern bis zum Zug. Ein letztes Lebewohl. Ein Veteran von 1870 sagte: „Mein Gott, was mag hiervon wiederkehren!“ Er wußte es — er war dabei gewesen, das Schlachtfeld von Gravelotte aufzuräumen, wo sein eigenes Regiment in weniger als einer Stunde beim Vorrücken gegen Ferme Moscou 16 Offiziere und 288 Mann verloren hatte.

Eines Abends, als die erste Augustwoche zu Ende gegangen war, wanderte B........ mit seiner Frau über die Wiesen. Da kam ein Mädchen gesprungen und rief schon aus der Entfernung: „Kommen Sie schnell ans Telephon. Wir bekommen Einquartierung.“ In der Tat meldete der Kommandeur des Landsturmbataillons Naugard, daß in zwei Stunden eine Landsturmkompagnie in Großjustin Quartier nehmen werde; und sie kamen, 150 Mann stark. Um Mitternacht überbrachte ein Reiter die Order, die Kompagnie solle den ganzen Krieg über auf dem Gute bleiben. Sie hatte die Küstenbewachung in diesem Teil Pommerns zu besorgen, sollte beobachten, was zur See vor sich ging, und eventuell russische oder englische Landung verhindern.

Das Landratsamt galt als unentbehrlich während der Kriegszeit. An Urlaub für B........ war daher nicht zu denken. Aber er wollte unbedingt an die Front, und da er in allen Instanzen

abgewiesen wurde, nahm er als Landrat seinen Abschied. Als er diesen Schritt tat, wußte er noch nichts davon, daß sein Schwiegervater die Schlacht bei Tannenberg gewonnen und den Namen Hindenburg mit ewigem Glanz umgeben hatte.

14. Zur österreichisch-ungarischen Armee.

Am letzten März sollte ich in das österreichisch-ungarische Hauptquartier fahren. Hier im Norden waren bedeutendere Kriegsereignisse nicht zu erwarten, und ich wollte etwas von der Karpathenfront sehen.

Ich dankte herzlich für all die Gastfreundschaft, die mir vom Feldmarschall, seinem Stab und nicht zum wenigsten von seinem Schwiegersohn erwiesen worden war. Abends ging mein Zug nach Breslau, wo an allen Häusern die Fahnen der verbündeten Staaten zu Ehren des Tags wehten, da Bismarck, der Schöpfer der deutschen Einheit, vor hundert Jahren seinem Volke geboren wurde. Weiter ging die Fahrt über Oppeln nach Ratibor. Der ostpreußische Winter war dem Frühjahrswetter gewichen, und kein Streifen Schnee war mehr zu sehen.

Abends 7 Uhr war ich in T..... und fuhr in einem Kriegsautomobil zum Hotel. Es galt schnell zu handeln. Ich eilte also in das Haus des Generalstabs und wurde dort von Generalmajor von Hoen mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit aufgenommen. Er brachte mich zum Chef des Stellvertretenden Generalstabs, Feldmarschalleutnant Hoefer von Feldsturm, und dann kam die Botschaft, der Chef des Generalstabs, General der Infanterie Freiherr Conrad von Hötzendorf, erwarte mich in seinem Arbeitszimmer.

Einfach und ungekünstelt, anspruchslos und freundlich empfing er mich und hieß mich herzlich willkommen. Er ist klein von Gestalt, hat weißes, aufwärtsstehendes Haar und weißen, gepflegten Schnurrbart, helle, freundliche Augen, eine scharfgeschnittene Nase und eine hohe Stirn, deren tiefe Furchen auch äußerlich den Denker verraten. Die vornehmen Gesichtszüge sind ruhig, sein Auftreten männlich. Mitten in all seiner drängenden Arbeit findet

Freiherr von Conrad immer Gelegenheit, sich um das Wohl der Soldaten zu kümmern, und er vergißt nie, täglich seiner Frau und seinen Kindern zu schreiben und sie über den Verlust des einen Sohnes und Bruders, der im Krieg gefallen ist, zu trösten. Vor allem aber sehe ich doch den General mit dem eisernen Willen vor mir stehen. Eine schwere Bürde hat er getragen, aber seine Kräfte haben zur Ehre und zum Glück seines Vaterlandes nie versagt.

Wir begaben uns zur „Menage" des Generalstabschefs. Ein ganz kleiner Speisesaal. Drei Wände schmücken Porträts des Kaisers Franz Joseph, des Königs Gustav Adolf und Melanchthons, die vierte eine Statuette Luthers. Unter den Anwesenden bemerkte ich den Generalmajor Kaltenborn, den Chef des Direktionsbureaus, Generalmajor Metzger, den Chef des Operationsbureaus, zu dem auch Oberstleutnant Christophori gehörte, Generalmajor von Hoen, der das Pressequartier unter sich hatte, weiterhin Oberstleutnant Slameszka, den Flügeladjutanten beim Chef des Generalstabs Oberstleutnant Kundmann, Konteradmiral Raisp, der im Hauptquartier die Marine repräsentierte, Leutnant Freiherrn Edwin von Conrad, einen Sohn des Generals, und den Linienschiffsleutnant Grafen Emerich Thun von Hohenstein, der einer meiner besten Freunde an der österreichisch-ungarischen Front wurde; sowie endlich drei deutsche Generalstabsoffiziere, Generalmajor Cramon, Verbindungsoffizier bei den Österreichern, Oberstleutnant Graf von Kageneck, Militärattaché in Wien, und Major von Fleck. Ich traf diese Herren später oft beim General Conrad. Muntere, unvergeßliche Erinnerungen sind mit all diesen Namen verknüpft. Zu den Stammgästen gehörten später auch Oberst von Hranilowic und der Porträtmaler Hauptmann Brüch. Man kann sich nicht leicht eine ausgesuchtere Gesellschaft hervorragender Männer denken und eine ungezwungenere und fröhlichere Stimmung, als sie an diesem Tische herrschte.

Am folgenden Tag stattete ich dem höchsten Befehlshaber der österreichisch-ungarischen Armee im Felde, dem Feldmarschall

Erzherzog Friedrich, in seinem schönen Schlosse in T..... meinen Besuch ab. Er fragte nach meiner Fahrt und meinen Plänen, gab der Hoffnung Ausdruck, daß es mir an seiner langen, bergigen Front gefallen möge, und brachte auch das Gespräch auf Schweden, wo er zuletzt beim Begräbnis König Oskars gewesen war. Darauf machte ich meine Aufwartung beim Erzherzog Karl Franz Joseph, dem jungen, schönen, fröhlichen, offenherzigen Erben dieser großen heterogenen Monarchie, seitdem zwei Thronfolger eines gewaltsamen Todes gestorben sind. Erzherzog Karl weilt ständig zu Besuch bei den verschiedenen Truppen an der Front, wo er sehr beliebt ist. Der junge Fürst unterhält sich mit den Soldaten in ihrer Muttersprache, denn er versteht alle elf Sprachen der Monarchie! Er ist unendlich sympathisch und anspruchslos in seinem Auftreten. 12 Uhr war Gabelfrühstück beim Feldmarschall, an dem der Thronfolger, der Sohn des Wirts, der junge, intelligente Erzherzog Albrecht, der frühere Gesandte Graf Thurn, die Flügeladjutanten Oberst Baron Mor und Oberstleutnant von Lorx und viele andere Herren teilnahmen.

T..... ist eine Stadt von 26000 Einwohnern. Die Bevölkerung besteht größtenteils aus Polen und einer Mischung von Polen und Tschechen, genannt Wasserpolacken, die eine Mischsprache sprechen, in der jedoch das Polnische überwiegt. Außerdem gibt es in diesem Teil Österreich-Schlesiens ein starkes deutsches Element. Die sonst üblichen Streitigkeiten zwischen Deutschen und Polen sind während des Kriegs eingeschlafen. Im großen und ganzen hat der Krieg die verschiedenen Bestandteile der Monarchie zu einem Ganzen zusammengeschweißt. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit ist geweckt worden. Die kleinen Völker, die einzeln für sich nicht viel bedeuten würden, fühlen, daß sie unter der gemeinsamen Kaiserkrone Sicherheit und Einfluß gewinnen. Vor allem steht das große, tapfere ungarische Volk, wie ehedem in den Zeiten der Kaiserin Maria Theresia, in diesem Kampf, der nicht zum wenigsten die Freiheit Ungarns bedrohte, treu an der Seite Österreichs. Soldaten von elf Nationen kämpfen Seite an Seite für ein gemeinsames Ziel.

Unter Führung des Grafen Ernst von Hoyos sollte ich nun Erzherzog Joseph Ferdinand, den Chef der ....ten Armee, besuchen. Am 3. April brachen wir im Automobil nach Okocim in Galizien auf, wo der Erzherzog im Schloß eines reichen Brauers sein Quartier hatte. In demselben Schloß hatte auch der russisch-bulgarische General Radko Dimitriew sein Hauptquartier gehabt. Bei ihrem Aufbruch nahmen die Russen nur Bettzeug, Decken und Jagdgewehre mit. Im übrigen blieb die Gegend von Verwüstung und Plünderung verschont. In der Brauerei aber gossen die Moskowiter 45000 Hektoliter Bier auf die Straße, damit ihre Soldaten nicht in Versuchung kommen sollten, sich zu betrinken.

Nach einer Fahrt von 200 Kilometern hielten wir auf dem Schloßhof von Okocim und wurden sofort von Oberst von Lustig-Prean empfangen, der uns zum Erzherzog führte, einem kleinen, vollbärtigen, gastfreien und muntern Herrn, mit dem es nicht schwer fiel, vertraut zu werden. Unsere prächtigen Zimmer standen schon bereit, und bald versammelte sich der Stab des Erzherzogs zum Abendessen im großen Saal des Schlosses, dessen Wände mit Gobelins und Bildern geschmückt waren. Unter den Anwesenden bemerkte ich den Bruder des Erzherzogs, Heinrich Ferdinand, einen Künstler von Rang, den jungen Herzog René von Parma, den Stabschef Feldmarschalleutnant Kraus, den Chef der Operationsabteilung Oberst von Paić, den Chef der Telegraphenabteilung Oberstleutnant Müller und andere. Wir waren 24 bei Tisch, aber im Nebensaal speisten wohl doppelt so viele Offiziere vom Stab der ....ten Armee. Die Stimmung war sehr ungezwungen und munter und wurde durch die Anwesenheit der Kaiserlichen Hoheiten nicht im geringsten gestört. Im Gegenteil. Man lebte auch nicht im Überfluß; man lebte im Felde, nicht bei Hofe. Wiener Schnitzel mit Reis war das einzige Gericht, das es gab; außerdem Ostereier, lustig bemalt und mit Aufschriften in deutscher, ungarischer und tschechischer Sprache versehen, und es gab kein anderes Getränk als gutes Bier und Tee.

15. Russische Freundlichkeiten.

Einige Tage nach meiner Ankunft wurde bei Tisch ein Zettel herumgereicht, auf dem zu lesen war: „Vorsichtig den Band lösen, Lebensgefahr!" Ein russischer Flieger, den ich am selben Tage hatte nach Westen fliegen sehen, hatte über Okocim ein Paket herabgeworfen, das mit dieser Aufschrift versehen war. Man nahm als selbstverständlich an, daß es eine Bombe sei, und öffnete es sehr vorsichtig. Das Paket enthielt aber nur Konfekt und Zigaretten. Das Ganze war ein harmloser Osterscherz, der dem Flieger das Leben hätte kosten können.

Kein christliches Fest wird von den Russen so in Ehren gehalten wie Ostern. An der Front der ....ten österreichischen Armee versuchten sie durch Briefe und weiße Flaggen, für dieses Fest einen viertägigen Waffenstillstand zu erwirken. Wie konnten sie ihre Geschosse zum Österreicher hinüberschicken, während sie sich küßten und: „Christ ist erstanden!" riefen? Aus einem Waffenstillstand wurde zwar nichts, aber das Fest verlief auf beiden Seiten ziemlich ruhig.

Der russische Volkscharakter ist wirklich eigentümlich. In Ostpreußen zeigte er die greulichste Barbarei, hier in Galizien dem Anschein nach die größte Gutmütigkeit. Am Osterabend waren zwei russische Offiziere unter dem Schutz einer Parlamentärflagge an eine österreichische Infanteriestellung herangekommen, wo sie natürlich sofort von den ersten Wachtposten angehalten wurden. Ihr Anliegen war — eine Einladung des Offizierskorps des 241. Infanterieregiments an die zunächst stehenden österreichischen Offiziere, zu den Russen hinüberzukommen und mit ihnen Ostern zu feiern! Nichts Schlimmes sollte ihnen widerfahren, und nach den Feiertagen, die diesmal in beiden Lagern zusammenfielen, sollten sie unangetastet zurückkehren. Die Einladung wurde natürlich nicht angenommen, aber die beiden Russen durften zurückkehren, nachdem sie auf Ehrenwort versprochen, nichts von dem zu verraten, was sie bei den Österreichern gesehen hatten. Am

Sonntagmorgen kamen an einem andern Punkte russische Soldaten ebenfalls zu den Österreichern herüber mit ganzen Schüsseln voll Ostereiern, auf die sie „Glückliche Ostern!“ gemalt hatten. Auch sie durften wieder zurückkehren.

Am Weihnachtsabend hatte man an einem Baumstamm vor einem Fort von Przemysl folgenden Brief angeschlagen gefunden: „Wir wünschen von ganzem Herzen den tapfern Verteidigern der Festung ein ruhiges, fröhliches Weihnachtsfest. Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Gott gebe die Erfüllung aller Ihrer Wünsche. Dies ist der aufrichtige Wunsch der Offiziere und Mannschaften der 5. Batterie der 10. Artilleriebrigade.“ Einen weitern Beweis von wirklichem Mit- und Zartgefühl erfuhr ich im deutschen Ordenslazarett in Brzesko, wo ein russischer und ein österreichischer Soldat, deren Betten nebeneinanderstanden, so gute Freunde geworden waren, daß der Russe, als dem Österreicher das eine Bein amputiert werden mußte, laut weinte und schluchzte. Als kurze Zeit vorher ihm selbst ein Bein abgenommen worden war, hatte er keine Träne vergossen. Und dabei konnten die beiden Soldaten sich nicht einmal miteinander unterhalten! Wenn aber solche einzelnen Fälle noch so wahr sind, muß man sich doch hüten, die Freundlichkeit, die von russischer Seite kommt, für bare Münze zu nehmen. „Timeo Danaos et dona ferentes!“ Dieselbe Armeeleitung, die solche freundschaftliche Annäherung an den Feind gestattete, aller Wahrscheinlichkeit nach sogar ermunterte, hatte zuvor Galizien wie ein Schlachttier hergerichtet und dabei wahrhaftig kein Mittel unversucht gelassen, um die Stellung des Gegners in seinem eigenen Lande zu unterminieren. Eines der raffiniertesten und teuflischsten Mittel, das die Moskowiter in Österreich wie anderwärts angewandt haben, um ihre Ziele zu verwirklichen, ist gerade die Ausbeutung der Leichtgläubigkeit des Gegners. Auch wir Schweden haben in dieser Beziehung mehr als eine schlimme Erfahrung gemacht! Viel Gram und Schande wäre uns erspart geblieben, hätten wir jederzeit die Kraft gehabt, die russischen Freundlichkeiten und Schmeicheleien mit Ernst und Schärfe abzuweisen.

Verkehr mit dem Feinde ist im höchsten Grade gefährlich, muß mit allen zu Gebote stehenden Mitteln verhindert und nach dem Buchstaben des Gesetzes rücksichtslos bestraft werden. Die Sicherheit der eigenen Truppen und das Wohl des Vaterlandes dürfen nicht leichtsinnig unter der schönen Maske der Humanität und Bruderliebe aufs Spiel gesetzt werden. Ritterlichkeit ist etwas anderes. Die erweist man Gefangenen, Verwundeten und Unbewaffneten, wie es schon die Gesetze gebieten.

Die Russen sind ohne Zweifel ein religiöses Volk. In den verheerten und niedergebrannten Dörfern blieben die Kirchen stets unberührt, mochten sie nun römisch-katholisch oder lutherisch sein, falls man nicht auf den Türmen Beobachtungsstände vermutete. An religiösen Gegenständen gingen die Russen vorüber; denn sie sind nicht wenig abergläubisch. Beim Erzherzog wurde nach der Aussage russischer Gefangener erzählt, daß ihre Kameraden in den Schützengräben oft über den Mord von Sarajewo sprachen. Sie hatten sich ihre Gedanken darüber gemacht und fühlten sich mitschuldig, da sie auf derselben Seite kämpften wie die Serben, und in ihrer aufgeregten Phantasie, bei der Spannung, die auf der Kampflinie herrschte, hatten sie Furcht bekommen, der gemordete Erzherzog könne umgehen. Daher verabredeten sie untereinander: Wenn sich eines Nachts vor unsern Schützengräben ein weißer Reiter auf weißem Pferde zeigt, legen wir unsere Waffen nieder, weigern uns, auf die Österreicher zu schießen und geben uns gefangen! Der weiße Reiter aber erschien nicht, und nachdem sie lange vergebens gewartet hatten, geriet schließlich die Sache in Vergessenheit. Jetzt wäre es wohl ein gefährliches Experiment gewesen, weiße Kleider anzuziehen und auf einem weißen Pferde vor die russischen Schützengräben zu reiten. Denn unter den Hufen eines Gespensterpferdes fliegt kein Staub auf und zerbrechen keine dürren Äste.

Die Russen hassen die Deutschen, zeigen sich aber verhältnismäßig gutmütig gestimmt gegen Österreicher und Ungarn. Ich hörte von einem tschechischen Spion erzählen, der, gefangengenommen, bekannt hatte, er sei von den Russen hinübergeschickt, um auszu-

forschen, ob deutsche Truppen an die österreichische Front gekommen seien. Er wurde erschossen, durfte aber vorher an seine Eltern und an seine Braut schreiben, und sein Brief soll so ergreifend gewesen sein, daß harte Krieger bei seiner Lektüre in Tränen ausbrachen. Man fürchtete also, daß Deutsche angekommen seien! Das, was man Deutschenhaß nennt, und was die Russen mit den Engländern, Franzosen, Italienern und einigen andern Völkern gemeinsam haben, ist in Wirklichkeit nicht Haß, sondern Furcht und Mißgunst! Man beneidet sie um ihre eiserne Disziplin und ihre vollendete Organisation, und man fürchtet ihre unüberwindliche Kraft, ihre unermüdliche Unternehmungslust und den Fleiß, der andere von den Weltmärkten verdrängt. In dieser Beziehung braucht man dagegen die Österreicher weder zu beneiden noch zu fürchten; denn die Österreicher sind die einzige Großmacht, die keine Kolonien hat; man braucht sich mit ihnen also nicht um die Weltmärkte zu streiten. Die russische Industrie liegt zum großen Teil in den Händen der Deutschen, und ohne seine Deutschen würde es mit Rußland übel aussehen. Der Abhängige aber ist wütend über seine Abhängigkeit.

16. Vor Krakaus Königsgräbern.

Krakau ist gewiß unter den Städten der Welt eine der vornehmsten Perlen; einem Schweden aber ist es ganz besonders teuer. Sein Name leuchtet in seltsamem Glanz auf dem stolzesten Blatt unserer Geschichte. Zwei schwedische Könige haben Krakau in Besitz genommen.

Am 8. Oktober 1655 zog Karl X. Gustav in die Stadt ein, nachdem schwedische Truppen seit dem 14. September vor ihr gelegen hatten. Weder der Kommandant, Generalmajor Würtz, noch der Feldmarschall Graf Wittenberg, der die Armee befehligte, faßten mit zarten Händen zu, und noch weniger zart waren ihre ausländischen Werbetruppen, die sich an das freie Leben des Dreißigjährigen Krieges, an Plünderung und Raub gewöhnt hatten. Sie gehörten zu einem im Panzer gehärteten Geschlecht:

Hochgestiefelt, stahlumgürtet,
Mehr als Feuer und Pest gefürchtet.

Es erhob sich großes Wehklagen in Krakau. Aber so war nun einmal der Krieg in jener Zeit, und übrigens hatten die Polen angefangen, indem sie schwedische Soldaten aus dem Hinterhalt überfielen, ganz wie es in unsrer Zeit die Franktireurs in Belgien mit den Deutschen gemacht haben.

Diese Erinnerungen beschäftigten mich am 9. April, als Krakaus Turmspitzen in der Ferne über Podgórze vor mir sichtbar wurden. Manches hier hatte sich wohl seitdem geändert, aber ich war doch auf derselben Straße, auf der schwedische Reiter am 31. Juli 1702 sich der Stadt näherten. Die ersten zerstreuten sich wohl unten am Weichselufer, um Übergangsstellen zu finden; oben aber auf der Höhe mit der Kirche, links von der Landstraße am Rande von Podgórze, saßen zwei Offiziere und hielten die Fernrohre vor die Augen. Der kleine mit dem breitgallonierten Generalshut, der Perücke, der großen Nase und den lebhaften Augen war Generalmajor Graf Magnus Stenbock, diensttuender Chef des Generalstabs des Hauptquartiers und gleichzeitig jetzt Befehlshaber der Vorhut, die zunächst den Übergang der Armee auf das nördliche Flußufer vorbereiten sollte. Der andere brauchte kein Abzeichen seiner Würde. Ihn kannten alle. Sein Bild hing daheim in Schloß und Hütte auf dem Ehrenplatz und wohnte im Herzen jedes Schweden. Es war Karl XII.

Über die Weichselbrücke führt mich das Auto in den Kasimirschen Stadtteil, der ehedem eine Vorstadt war. Die Erinnerungen aus der Zeit Karls XII. begleiten mich vom einen zum andern Ufer. Schwedische Reiterpatrouillen schwammen über den Strom, und ihnen folgten, von Infanterie gedeckt, Pioniere mit Kähnen und ein paar Kanonen. Der Kommandant der Stadt Wielopolski erbat eine Unterredung mit dem schwedischen Befehlshaber, und Graf Stenbock begab sich an das Stadttor, da Karl XII. sich nicht zu erkennen geben wollte. Der Pole wollte mit glatten Worten Zeit gewinnen, damit die Truppen Augusts II., die noch

in der Stadt waren, sich retten könnten. Beinahe wäre die List geglückt, wenn dem König die Unterhandlung nicht zu lange gedauert hätte. Er ritt allein durch die Vorstadt und fand seinen General eben im Begriff, umzukehren. „Was, seid ihr noch nicht drin?“ rief er ihm mit Lachen und Augenblitzen zu. Nun klopfte er an die „kleine Pforte“ und donnerte: „Macht auf, ihr Hundsfötter!“ Aber das Tor blieb geschlossen. Da gebrauchte er eine List: die Polen müßten ein Pferd zurücknehmen, das der Kommandant vor kurzem für einen Boten an den König von Schweden herausgeschickt hatte, rief er hinein. Aber kaum war das Tor zu diesem Zweck halb geöffnet, da stieß Seine Majestät selbst es mit einem Fußtritt sperrangelweit auf. Der zunächst stehende Kommandant erhielt einen Hieb mit der Reitpeitsche, und zugleich setzte sich der König mit andern in den Besitz der zwei großen Tore, wobei er immer nur die Reitgerte gebrauchte.

Nun kam Verstärkung, und man verfolgte die erschrockenen Polen bis zum Schloß, das in derselben Weise genommen wurde. „Würde also ein solches schön großes slott und festung nur mit Kindpusten und Drucknes släge eingenommen, und daß in etzliche Stunden ohne einzigeß verlust, welches, wan brawe leute darinnen gelägen, einen feint wol etwaß in eine gutte zeit zu hätte geben könen“, sagt ein Teilnehmer an der Heldentat, der Fortifikationsmajor Visocki-Hochmut.

Dann marschierten sechs Regimenter strammen Schritts, Gewehr über, durch die schmalen Gassen in die Stadt. Schwedens Fahnen erschienen wieder vor Krakaus Bürgern, die sich ihrer noch vom letztenmal erinnerten, und wunderlich klangen schwedische Trommeln, Pfeifen und Waldhörner zwischen den altertümlichen Häusern, an der stolzen Königsburg und den alten, prächtigen Kirchen. Aber diesmal büßte kein Pole etwas ein, nachdem Krakau die auferlegte Kontribution bezahlt hatte. Karl XII. verschmähte den Luxus des Schlosses; den genoß Stenbock. Der König begab sich, nachdem er einen Teil der Sehenswürdigkeiten betrachtet hatte, sofort zu seinen Truppen vor der Stadt zurück.



Conrad von Hötzendorf
Gen. Oberst



Entlausungsanstalt.

Ruthenische Bauersfrauen.

Zweihundert Jahre sind seitdem verflossen. Krakau ist noch immer eine Festung, erweitert und verbessert nach den Forderungen der Zeit, und im Umkreis von 50 Kilometern mit einem Fortgürtel umgeben. Die nördlichsten Forts lagen nur zwei Kilometer von der russischen Grenze entfernt. Heute aber beträgt die Entfernung bis zum russischen Machtbereich 400 Kilometer und mehr. In der ersten Zeit des Krieges lag Krakau direkt in der Operationslinie. Aber die Krise wurde zugunsten der Österreicher gelöst, und die Stadt blieb völlig verschont. Ihre Widerstandskraft wurde seitdem gesteigert; in ihren Forts und Kasernen liegen starke Garnisonen; zwischen den Forts sind Feldbefestigungen angelegt, und vor ihnen mächtige Stacheldrahtnetze. Mit dem hier verwendeten Draht könnte man den Äquator umspannen!

Um Spione fernzuhalten, wird die strengste Vorsicht beobachtet. Unsere Papiere werden bei Ein- und Ausfahrt mit der größten Genauigkeit geprüft; ein allgemeiner „Ausweis" genügt nicht, man muß zum Besuch Krakaus noch einen besonderen Erlaubnisschein von der betreffenden Militärbehörde haben.

Wawelsberg mit dem Schloß und der Domkirche ist noch immer das Herz Krakaus. Das Schloß wurde im 14. Jahrhundert aus Stein erbaut und seitdem oft niedergebrannt, so z. B., als Karl XII. vor der Stadt östlich von Wesola lagerte. Es war in der Nacht vom 5. zum 6. September 1702. Mehr als der dritte Teil des stolzen Gebäudes wurde zerstört, so daß man, wie Nordberg, der Regimentspastor der Leibtrabanten sagt, „binnen 24 Stunden nichts mehr sah, als nackte, verbrannte Mauern."

Durch eiserne Türen, die den Namenszug Kasimirs des Großen tragen, treten wir in die Domkirche ein. Ihre hohen Wölbungen bergen prachtvolle Denkmäler. Links im Schiff sehen wir ein Denkmal des Königs Wladislaw III., der bei Varna im Krieg gegen die Türken fiel. Gerade gegenüber das Denkmal seines Vaters Jagello, des ersten aus litauischem Geschlecht. Im Mittelschiff unter einem von Säulen getragenen mächtigen Thronhimmel ein kunstvoller silberner Sarkophag mit den Überresten des heiligen

Stanislaus, des Bischofs von Krakau, der 1079 von König Boleslaw dem Kühnen ermordet wurde. Es wird behauptet, aber wahrscheinlich zu Unrecht, daß ein solcher Sarkophag unter Karl X. Gustav von den Schweden zu Münzen umgeschmolzen worden sei. Den Hochaltar umgibt ein Rundgang mit Grabkapellen für Bischöfe.

Doch ich kann nicht all diese schönen Grabdenkmäler und Kapellen beschreiben. Hier ist ein Denkmal des Stephan Báthory, dort eines Kasimirs des Großen; hier ist König Johann Albrecht verewigt, und dort ist die Sigismundskapelle, die als das schönste Renaissance-Kunstwerk in diesem Teil Europas gilt; ihr prachtvoller Silberaltar wurde für Sigismund I. 1538 von Michael Bayr aus Nürnberg geschaffen. Hier schlummert Königin Hedwig ihren Marmorschlaf, ein bezauberndes Bild des Friedens und der Schönheit. Rechts vom Eingang führen prächtige Bronzetüren zur Wasakapelle, gestiftet von Sigismund III.; daneben ist die Potockikapelle mit Thorwaldsens Christus und mit Büsten desselben Meisters.

Die Königsgruft oder Königskrypta unter dem Dom ist einer der merkwürdigsten Friedhöfe, die es gibt. In der Riddarholmskirche in Stockholm schlafen Karl X. Gustav und Karl XII. ihren letzten Schlaf, und hier in Krakau schlummern unter den niedrigen Steingewölben die von ihnen besiegten Könige, die Polens schwere, tragische Krone getragen haben.

Eine kalte, feuchte Luft schlägt uns von dort unten entgegen. Hier, wo die Gebeine der Toten modern, ist niemals ein Sonnenstrahl hingedrungen. Neun Jahrhunderte sind über die Erde dahingegangen, ohne daß ein Laut von der lärmenden Welt in diese stillen Grabkammern drang, deren Pforten ehedem nur von Zeit zu Zeit für neue Könige und Helden geöffnet wurden. Die Zahl der Sarkophage wird nicht mehr vermehrt. Die Monarchen, die nach der Vernichtung des polnischen Reiches die jagellonische Königskrone getragen haben, ruhen in der Peter-Pauls-Kathedrale in Petersburg. Ein undurchdringliches Dunkel herrscht in der Krypta; aber ein Druck auf einen Knopf — und ein Strom von elektrischem Licht ergießt sich über die Sarkophage.

Zuerst weilte ich vor dem Sarge Joseph Poniatowskis, des französischen Marschalls. Er war noch mit Kränzen und Bändern bedeckt, denn erst vor zwei Jahren wurde die Erinnerung an seinen Tod in der Schlacht bei Leipzig gefeiert. Dort ruht der große Diktator Tadeusz Kosciuszko, der 1794, als er von den Russen gefangengenommen wurde, das geflügelte Wort „Finis Poloniae!" gesprochen haben soll. Neben dem Marmorsarkophag des edlen, ritterlichen Königs Johann Sobieski steht der seiner Gemahlin Maria Kasimira. Sigismund I. hat seine Grabkammer direkt unter seiner Kapelle in der Kirche; ebenso Stephan Báthory und Johann Kasimir, der dritte und letzte aus dem Hause Wasa.

Am dichtesten und schwersten dringen aber auf den Fremdling aus dem Norden die Erinnerungen ein in dem engen Grabgange, der die irdischen Überreste von Gustav Wasas Enkel, Sigismund III., in einem großen Bleisarkophag einschließt, ferner die seiner Gemahlin Konstanzia von Österreich, seiner Tochter Anna Maria und seiner Söhne Bischof Johann Albert von Breslau und Krakau und Alexander Karol.

Wie die Wogen an die Küste von Östergötland schlagen! Wie es von Topp und Takel schwedischer Galeeren saust, die eines Augustabends nach der Mündung von Slätbaken steuern! Lichter glänzen im Turm von Stegeborg! Aber in weiter Ferne hinter ihnen flammen blutrote Feuer. Dort berät Herzog Karl von Södermanland mit Schwedens gemeinem Volk. Willst du Schwede sein, König Sigismund? Willst du deinem Eid getreu das Erbe des seligen Königs Göstas wahren? Oder willst du lieber unter Mönchen vor der Muttergottes in Czenstochau den Rosenkranz beten? Schwach warst du, König Sigismund! Du wurdest aus dem Land deiner Väter gestoßen und starbst unter Fremden. Und zu ihm, dem harten Herrn, der gegen dich, gegen Papstknecht und gegen Polen Schwedens sprossenden Gedanken und Schwedens Eigenart mit dem Schwerte verteidigte, zu Gustav Adolf wandert ein Dank aus schwedischem Herzen.

In derselben Reihe wie die Särge der Wasas steht auch ein

6*

gewaltiger Sarg aus rotem, von der Zeit gebräuntem Kupfer. Er birgt König August den Starken, den die Kämpfer Karls XII. von Thron und Reich verjagten. Ob er wohl dem wilden Kampfe lauscht, der jetzt in Polen auf den Spuren Karls XII. ausgefochten wird? Vielleicht gedenkt er dabei der Feuersbrunst, die er selbst im Osten angelegt hat. Vielleicht erkennt er jetzt, daß König Karls Stern wieder aufgegangen ist und daß sein eigner deutscher Stamm mit seinem rötesten Herzblut seine alte Schuld büßen muß, den moskowitischen Barbaren den Weg nach Westen geebnet zu haben. —

Wir löschten das Licht, gingen hinaus und sperrten die Tore zu. Pechschwarze Finsternis legte sich wieder auf die Schläfer. Ich stieg die Treppe hinan und war bald wieder draußen im Leben und Sonnenschein.

17. Czernowitz.

Vom österreichisch-ungarischen Hauptquartier aus machte ich eine Tour durch die Bukowina und die Karpathen, die auf zwei Wochen berechnet war und doppelt so lange dauerte. Meine Reisekameraden waren Hauptmann Weiser, der als Verwundeter anstrengenderen Aufgaben noch nicht gewachsen war, mein Landsmann Hauptmann Sture Gadd und Oberleutnant Örtel, bekannt durch seine trefflichen Kriegsberichte.

Auf einer dieser Fahrten kam ich nach Czernowitz. Das Wetter war abscheulich. Man sprach von einer Regenperiode, die jedes Frühjahr eintrete, und in die wir gerade hineingeraten seien. Der Zustand der Straßen war furchtbar. Es war, als führen wir mit einem Motorboot. Der Pruth war um einen halben Meter gestiegen. An der Peripherie von Czernowitz waren viele Häuser durch Brand und Granaten zerstört. Wir hielten vor dem Hotel zum Schwarzen Adler, wo gemütliche Zimmer uns erwarteten. Zu einem abendlichen Zusammensein hatte Hauptmann Weiser verschiedene sachkundige Leute der Stadt geladen. Dabei erzählte ein Offizier, er habe den äußersten Soldaten auf dem rechten Flügel östlich von Czernowitz photographiert; ich erwiderte,

daß ich wenigstens einige der äußersten auf dem linken Flügel bei Russisch-Krottingen nördlich von Memel gesehen hätte. Wir berechneten, daß, da die Front jetzt 1200 Kilometer lang war und die Zahl der russischen Gefangenen 1200000 betrug, auf jeden Meter ein Mann käme!

Nach Czernowitz waren die Russen am 2. September 1914 $^3/_4$7 Uhr nachmittags gekommen und dort bis zum 20. Oktober 12 Uhr mittags geblieben. Dann war die Stadt frei bis zum 27. November nachmittags 4 Uhr. Der zweite Besuch des Feindes dauerte bis zum 17. Februar 1915, wo die Russen sich frühmorgens zurückzogen. Einige Stunden später rückten die ersten österreichisch-ungarischen Truppen ein. Die Kapitulation der Stadt war auf dem Rathaus in Gegenwart der Generale Pawlow und Ariutinow unterzeichnet worden. Die Russen hatten während ihrer Anwesenheit große Mengen von Getreide aus Beßarabien hereingeschafft, und davon war noch viel vorhanden. Die Behörde hatte nun die Aufgabe, das Land bis zur nächsten Ernte über die drei Monate hinüberzulotsen. Man erhielt nicht den Eindruck, als stünde Not und Teuerung vor der Tür. Im feinsten Restaurant der Stadt kostete ein Beefsteak mit Ei und Kartoffeln, nebst Butterbrot, Käse und einem großen Glas Bier nur 1 Mark 80.

In Friedenszeiten berechnete man die Einwohnerzahl von Czernowitz auf 90000, davon sind 20000 Juden, die übrigen Ruthenen, Rumänen, Deutsche und Polen. 30- bis 40000 Menschen waren beim Herannahen der Russen geflüchtet und nun über die ganze Monarchie verstreut. Die Bukowina hat im ganzen 800000 Einwohner. Am zahlreichsten sind darunter die Ruthenen vertreten, die die nördlichen und westlichen Teile des Landes einnehmen. Dann kommen im Süden und im Osten die Rumänen und weiterhin die Deutschen, die in der östlichen Hälfte des Landes einzelne blühende Gemeinwesen bilden. Juden sind überall, ihre Zahl beträgt 103000. Polen, Magyaren und ein Teil anderer Völker kommen in geringeren Mengen vor. Von besonderm Interesse sind die Lippowaner, eingewanderte Russen, und die Huzulen, mit

fremden Elementen gemischte Ruthenen, die in den Bergdistrikten zwischen Ungarn, der Bukowina und Galizien wohnen. Von den mancherlei Religionen, die in der Bukowina vertreten sind, ist die griechisch-katholische in der Mehrheit, sie zählt 550000 Bekenner.

Seit 1873 hat Czernowitz einen Erzbischof. Sein in byzantinischem Stil mit maurischem Einschlag gebauter Palast wurde 1882 fertig und kostete 2 Millionen Gulden. Beim ersten Einfall der Russen wollte einer ihrer Generale den Erzbischof zwingen, eine Messe zum Segen der Russen zu lesen, aber er weigerte sich tapfer. Bei ihrem zweiten Einfall flüchtete er nach Wien. In krassem Gegensatz zu der Pracht im Palast des Erzbischofs stehen die Armut und der Schmutz im Judenquartier mit seinen elenden stinkenden Läden. Auch hier besuchte ich ein paar mitteilsame Familien, die das Leben philosophisch und die Tage mit Ruhe hinnahmen. In Sicherheit war man freilich noch nicht; man brauchte sich nur 20 Kilometer nach Osten zu begeben, um gewiß zu sein, nach Sibirien oder an den Galgen geschafft zu werden. Für die Kinder Israels, die unter dem Zepter des Zaren leben, ist der Weg dorthin nicht weit.

In dem Dorfe Mahala, einige Kilometer östlich von Czernowitz, hielt jetzt der berühmte Oberstleutnant Papp gegen die Russen Wacht. Nördlich von der Stadt liegt das große Dorf Sadagóra, bekannt als Sitz des wundertätigen Rabbiners, eines altgläubigen orthodoxen Kirchenfürsten, der vor vier Jahren seinem Vater nachfolgte. Die „Dynastie“ soll ursprünglich aus der Türkei stammen. Der jetzige Rabbiner war nach Wien geflohen. In seinem Haus hatten die Russen alles zerschlagen. Er hat große Einkünfte und ist freigebig gegen die Armen. An die Synagoge hatte der Feind nicht gerührt.

Wir fuhren weiter nach Norden nach dem Dorf Czernawka, wo Generalmajor von Weiß die „Gruppe Weiß“ kommandierte, die aus verschiedenen Truppenteilen, nicht zum wenigsten aus Galiziern und polnischen Legionären besteht. Zur Verteidigung seiner 8 Kilometer langen Front hatte er nur sechs Bataillone zur Verfügung. Als der General vor vierzehn Tagen anlangte, ließ

er sofort die Kette von Feldbefestigungen anlegen, zu deren Besichtigung ich nun geladen wurde. Wir ritten über Hügel und durch Wald aufwärts bis zu einer Höhe, von der aus wir das in Beßarabien gelegene und von den Russen besetzte Dorf Kalinkowcy in einer Entfernung von $2^1/_2$ Kilometern deutlich sehen konnten. Von diesem Punkt aus, wo ebenfalls Feldbefestigungen angelegt sind, mußten wir unsere Pferde im Schutz des Waldes lassen und zu Fuß weitergehen. Wir gingen nach Westen, genau auf der politischen Grenze, die hier von russischen schwarzweißen Grenzpfählen bezeichnet wird.

Das Eigentümliche der hiesigen Feldbefestigungen, die sich vortrefflich der Eigenart des Terrains anpassen und sie ausnutzen, war, daß sie nur an gewissen Stützpunkten besetzt waren, von denen aus Maschinengewehre die mit mehrfachen Stacheldrahtnetzen versehenen Zwischenräume bestreichen konnten. Wenn der Feind gegen eine solche Stellung anstürmt, wird er von mindestens einem solchen Stützpunkt aus mit Flankenfeuer überschüttet. Die Infanteriewachtposten werden tagsüber diesseits der Hindernislinien hereingenommen. Sobald aber die Dunkelheit einfällt, schieben sich Erkundungspatrouillen und Vorposten vor die Stellungen vor. Gerade in der Nacht versucht man in die Einzelheiten der feindlichen Stellungen Einblick zu gewinnen. Den Russen wurde im allgemeinen nachgesagt, daß sie sehr zudringlich seien. Aber auch die Österreicher schickten kühne Späher auf die russische Seite hinüber. Am Tage vor unserm Besuch hatte sich eine Patrouille bis in das Dorf Kalinkowcy hineingeschlichen und dort eine Handgranate durch das offene Fenster in ein Zimmer geworfen, in dem sich fünf Kosaken befanden. Zwei von ihnen wurden zerrissen, die andern verwundet. Als Alarm geschlagen wurde, waren die Österreicher verschwunden.

Auf einem der genannten Stützpunkte, der hier aus einer Schanze bestand, gingen wir durch den Schützengraben. Er war überall mit Schutzdächern und Fichtenstämmen gedeckt, nach der Front mit Schießscharten für Hand- und Maschinengewehre

versehen und an der Rückwand mit Bänken, auf denen die Soldaten, wenn sie nicht gerade Wache hatten, sitzen konnten, um zu lesen oder zu rauchen. Die Leute sahen frisch und vergnügt aus, und nach der Feindesseite hinüber wurde scharf Ausguck gehalten. In einer angrenzenden Waldpartie knatterten die Gewehre. Wahrscheinlich waren ein paar Patrouillen aufeinandergestoßen. Österreichische Artillerie belegte von Zeit zu Zeit die russischen Schützengräben mit Granaten, erhielt aber keine Antwort.

Dann ritten wir nach Czernawka zurück, wo General Weiß in einem gemütlichen Bauernhof sein Quartier hatte, da die Russen das Schloß neben dem Dorfe niedergebrannt hatten. Unter seinen Trümmern sah man noch Scherben chinesischen Porzellans und anderer Kostbarkeiten. Nachdem ich beim Generalkommando in Sadagóra zu Abend gegessen und dort den Generalleutnant von Korda und seinen Stabschef, Oberst Riml, kennen gelernt hatte, fuhren wir spät in der Nacht nach Czernowitz zurück.

18. Im Fluge durch die Bukowina.

An die Bukowina, das Land der Buchen, an ihre bewaldeten Berge, ihre welligen Ebenen, ihre rauschenden Flüsse und ihre sorglosen, lebenslustigen Bewohner bewahre ich frische, unvergeßliche Erinnerungen. Doch kann ich nur kurz dabei verweilen.

Am 17. April 1915 fuhr ich südwärts. Bei den Dörfern und Gehöften waren die Bauern an der Arbeit. Fahrende Frauen sprangen von ihren Karren und warfen ihrem Pferde ein Tuch über den Kopf, um nicht im Straßengraben zu landen, sobald mein Automobil kam. In Sereth saßen die Juden in Sabbatkleidung mit Kind und Kegel vor ihren Häusern. Das Wasser, das der Fluß Sereth unter der Brücke hindurch führt, ist in wenigen Minuten auf rumänischem Boden. Gleich westlich von unsrer Straße lag die Stadt Radautz, von ungarischen Sprachinseln umgeben.

Der Weg war vortrefflich, meist von einer Allee beschattet. Ich kam nach Suczawa, der alten Hauptstadt der Moldau, wo früher Armenier und Griechen wohnten. Als ich über den Fluß

fuhr, der den Namen der Stadt führt, berührte ich die rumänische Grenze. Nach Osten schweifte der Blick über rumänisches Land. Auf der Anhöhe vor der kleinen Stadt erhebt sich ein von dem edlen Johann Sobieski erbautes kleines Schloß, und vor 300 Jahren wurde hier von Jakob Agobscha die Klosterkirche Zamka und ihr Glockenturm errichtet. Das Kloster des heiligen Johannes ist rumänisch-orthodox. Zwischen Weihrauchwolken und duftenden Wachslichten versahen einige Mönche vor einer prächtigen Ikonostasis den Gottesdienst, während ein schleppender, eintöniger Gesang die Gläubigen einschläferte.

Durch die weißen rumänischen Häuser Illischesties mit ihren schwarzen oder grauen Schindeldächern schlängelt sich der Weg zwischen buchenbewachsenen Höhen weiter. Von Zeit zu Zeit öffnet sich eine schöne Aussicht in die Ferne; eine Höhe erhebt sich hinter der andern. Das Braune ist Buchenwald, das Grüne Fichten. Die Täler sind fruchtbar, die Leute betriebsam. Gutgehaltene Landgüter mit Ochsenkarren und Düngerhaufen liegen von Bergen und Höhen eingerahmt. Bei Gurahumora geht es über die Moldau. Alle Brücken sind neu, da die Russen die alten niederbrannten oder sprengten. Eine gute Strecke läuft der Weg im prächtigen Tal der Moldau. Auf dem Talgrund liegt das langgestreckte Dorf Wama. Eisenau hat schwäbische Bevölkerung. Dort vermißt man die lustigen rumänischen Nationaltrachten, betrachtet aber mit Interesse die ausdauernden Deutschen, die unter Fremden den Lebenskampf aufnehmen. Kimpolung ist ein großes Dorf zu beiden Seiten des Flusses. Hier zählte ich im Vorüberfahren vier Volksschulen. Die Volksbildung steht in der Bukowina auf ansehnlicher Höhe.

Das Tal wird enger. Gegen Norden liegen auf den Abhängen noch Schneestreifen. Jähe Berge und kühle Wälder begleiten mich hinauf zum Birkenwaldpaß. Es gibt zwei Anhöhen dieses Namens ganz nahe beieinander. Sie sind berühmt geworden, da hier die Energie des Oberstleutnants Papp dem Vordringen der Russen in der Bukowina eine Grenze setzte. Die Russen waren mit 20000 Mann von Czernowitz aufgebrochen und

in mehreren Zügen bis hierher vorgedrungen. Am 16. Januar griffen sie die unterhalb des Passes errichtete Straßensperre an, wurden aber zurückgeworfen. Am 17. hemmten Minen ihren erneuten Ansturm, und am Tage darauf hatte Papp ein paar Haubitzen heraufbekommen. Der Feind mußte nun weichen und kam nur mit Mühe aus dem Loch heraus, in das er geraten war. Denn die Österreicher und Ungarn überschütteten ihn von den Anhöhen ringsherum mit Feuer. Nun versuchten die Russen eine Umfassung von Norden her, aber auch diese schlug überall fehl. Am 4. Februar zogen sie sich deshalb zurück und begnügten sich damit, auf ihrem Rückzug alle Brücken zu verbrennen.

Dorna Watra war der südlichste Punkt meiner Fahrt. Eine hübsche kleine Stadt, zwischen Bergen an dem klaren Wasser des Dornabaches schön gelegen, mit prächtigen Hotels, da viele Sommergäste hier in einer Höhe von über 800 Metern Erholung suchen. Am 31. August 1914 hatte sich die Regierung der Bukowina in Dorna Watra niedergelassen. Zwei Monate aber, von Mitte Januar bis Mitte März, war sie wegen des drohenden Vordringens der Russen nach Klausenburg in Ungarn verlegt worden. Nun war sie an den Strand der Dorna zurückgekehrt. Daher war es schwer, ein Unterkommen zu finden, und wir wurden bei Privatleuten einquartiert; ich bei einem alten gemütlichen, gastfreien Forstrat, Herrn Ternaveanu. Auf seiner Veranda zeichnete ich im Freien ein paar Bauerntypen, zwei rumänische Bauernjungen in malerischen Nationaltrachten, endlich mehrere Rumäninnen. Die Rumänen der Bukowina sind intelligent und aufgeweckt. Die meisten sprechen Deutsch, das in den Schulen gelehrt wird, und gelten für sehr loyal. Die Frauen sind in allerlei Handarbeiten und Stickereien geschickt, und ihre Kleider sind mit reizenden Mustern in diskreten Farben, oft ganz einfach schwarz auf weiß, übersät, im Gegensatz zu den bunten und starken Farben der Ruthenen.

Am 19. Ap:il fuhr ich auf den Birkenwaldpaß zurück. Vor mir lagen im Westen die schneebedeckten Hauptkämme der Kar-

pathen, im Süden die herrlichen Berge zwischen Rumänien und Siebenbürgen, und ganz in der Nähe die Höhen und Wälder, wo Papp und seine tapferen Landsturmtruppen im Winter beinahe erfroren wären, und wo nun infolge der Schneeschmelze die gefallenen Russen wieder zum Vorschein kamen.

In Gurahumora hatte ich das Vergnügen, Oberst Fischer zu treffen, der durch die Verteidigung der Bukowina seinen Namen mit Ruhm bedeckt hat und ein besonderer Kenner dieses Landes ist. In Czudyn wurde in weißem Sarg eine Leiche in die Kirche getragen, voran das Kreuz und Heiligenbilder und ein Priester in prächtigem Ornat, hinterdrein das Trauergefolge. Singend näherte sich der Zug langsam der Kirchenpforte, wo der Sarg niedergesetzt und gesegnet wurde, ehe man ihn in die Kirche trug.

In Storozhnetz hatte Major Pflügl auf meinen Wunsch einen Priester des Dorfes gebeten, einige charakteristische Bauerntypen zu versammeln. Ich wurde sofort in die Wohnung des Geistlichen geführt und fand in seinem Garten nicht weniger als vierzig Leute beiderlei Geschlechts und verschiedenen Alters. Ein geeignetes Atelier war bald gefunden, und ich begann, von einer neugierigen Zuschauerschar umgeben, mit den jungen Mädchen. Ehe ich mit ihnen fertig war, war meine Zeit schon verflossen. Alle sprachen fließend Deutsch. Ich pflegte meinen Modellen etwas für ihre Mühe zu schenken, aber diese Bauernmädchen wiesen meine Gabe zurück. Sie waren ebenso stolz und vornehm wie lustig und freundlich. Was soll man aber von Bauernmädchen in der Bukowina sagen, die plötzlich fragen, ob Ibsen ein Schwede oder ein Norweger und ob Selma Lagerlöf eine Norwegerin oder Schwedin sei? Wenn man ihnen für die Sitzung dankt und die Hand zum Abschied drückt, verbeugt man sich mit dem Hut in der Hand, nennt sie Fräulein und versichert, daß man sie und ihr Land nie vergessen werde!

Am folgenden Tag wurde auf der Strecke bis Kolomea dem Dorfe Lipoweni ein Besuch abgestattet. Seine Bevölkerung besteht aus altgläubigen Großrussen, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts aus der griechisch-orthodoxen Kirche austraten

und auswanderten. Der Heilige Synod hatte irgendeine Neuerung eingeführt, die der Mönch Philippow sich weigerte, anzuerkennen. Die seiner Auffassung huldigten, nannten sich Philippowanen. In der Bukowina gibt es etwa 3200 Philippowanen, die hier Lippowaner heißen und in Biala Kiernica ihren eigenen Bischof haben. Sie rauchen nicht, weigern sich Waffen zu tragen und sind auch vom Kriegsdienst befreit, sind aber die schlimmsten Wilddiebe im ganzen Land. Sie dulden in ihren Dörfern keine Gasthäuser; um die Nüchternheit soll es aber gleichwohl übel bestellt sein. Ihr hauptsächlichster Erwerbszweig ist Obsthandel. Sie sprechen Russisch, aber nicht ganz rein. Ihre Sitten und Gebräuche bewahren sie ebenso wie das Volk in Großrußland. Die Dorfstraße leuchtete rot von den Trachten der Frauen und Kinder. Die Hütten waren so eingerichtet wie die russischen Bauerngehöfte: Kammer und Küche im Erdgeschoß; Stühle, Bänke und Tische, Betten voller Kissen, Matratzen, Decken und kleinen, kurzen Pelzen und ein Schrank für Porzellan und Tonwaren bilden das Hausgerät. Von russischen Truppen hatten sie nur eine Patrouille von fünf Kosaken gesehen, die ihnen weiter nichts Böses zufügte, als daß sie ihnen einen Pelz genommen. Sie versicherten, sie hätten die Eindringlinge als Feinde betrachtet, nicht als Freunde, was wohl zweifelhaft ist, da Blut doch stärker ist als Wasser.

Über Wiznitz und Kosów und eine Reihe schöner Hügel erreichten wir am Abend Kolomea, wo ich Gast des Generals von Pflanzer-Baltin und seines Stabes war.

19. Granatfeuer in den Karpathen.

In Sonntagsstimmung und bei strahlendem Sonnenschein fuhr ich am 25. April von Munkács in Ungarn nach Huszt. Auf dem Kirchhof stand die Gemeinde zur Messe versammelt, die Männer in ihren Schafpelzen und die Frauen in ihren bunten Trachten und gestickten Kopftüchern. In den ruthenischen Dörfern riefen die Kinder „dobre dan“, guten Tag, und von den Kreuzen an den Grabenrändern blickte der Erlöser geduldig und still wie

immer auf das Leben der Landstraße und die sprießende Saat der Äcker herab.

Von Huszt ging es im Tale des Nagy-Ág durch Iza und Herincse; vor der Kirche des letzteren Dorfes wartete eine Volksschule auf den Gottesdienst, die Mädchen in erdbeerroten Kleidern, ein ganzer Frühling von Jugend. Es wimmelte von ruthenischen Frauen in weißen Blusen mit blauen Stickereien und schwarzen Röcken und von Männern in weißen Lederwesten mit schwarzen Pelzborten. In Feiertagskleidung standen sie vor ihren Häusern und sahen zu, wie gewaltige deutsche und österreichisch-ungarische Trainkolonnen durchs Tal zogen. Ungarische Gendarmen mit runden, federgeschmückten Hüten sorgten für Ordnung. Hier zeigte sich eine Etappenlinie in ihrem vollen Glanze. Vor uns undurchdringliche Staubwolken. Dann eine Kolonne von Lastautomobilen. Man muß vorüber, sonst erstickt man. Aber immer tauchen neue unförmliche Gespenster aus dem Staubwirbel auf. Die Farben der Uniformen sind ausgelöscht, sie sind mit einer dicken Schicht Staub bedeckt, in des Wortes eigentlichster Bedeutung feldgrau.

Endlich schien die Straße frei zu sein, aber nun kam mir eine endlose Reihe von Bauernwagen entgegen. So ging es Schritt für Schritt. Selten hatte man freie Aussicht über das Tal, das immer enger wurde und immer seltener für einige Gehöfte Raum bot. An den Straßenrändern saßen Arbeiter und klopften Steine zur Ausbesserung des Fahrdamms, denn diese Landstraßen-Etappenlinie muß gut imstande sein, sie wird Tag und Nacht von schweren Wagen benutzt. An einigen Stellen war der Weg zur Hälfte aufgerissen, um umgelegt zu werden, und die Landsturmleute, die den Verkehr überwachten, hielten rote Tafeln hoch, die Halt bedeuteten, oder weiße, die den Weg freigaben.

Zahlreiche Automobile fuhren das Tal hinauf und hinab. In einem derselben saßen österreichische Offiziere mit einem bosnischen Kollegen in feldgrauem Fes. Einige Juden trieben Rinderherden an die Front. Eine österreichisch-ungarische Kolonne ruhte auf einer Wiese, wo auch eine Trainabteilung rastete; auch eine lange

Reihe russischer Gefangener fehlte nicht; sie war auf dem Marsch nach irgendeinem Lager in Ungarn.

Das Tal erweiterte sich etwas, und vor mir lag das große Dorf Ökörmező, von wo aus General Gerok eine Armeeabteilung befehligte, die aus einem deutschen Armeekorps, einer deutschen Reserve-Infanteriedivision und einer österreichischen Infanteriedivision bestand. Von hier setzte ich unter Führung des Grafen von Keßler meine Fahrt durch das Tal des Nagy-Ág fort.

Gleich oberhalb des Dorfes liegt auf der westlichen Talseite eine 803 Meter hohe Anhöhe, genannt Kliwa. Bis dahin waren die Russen Ende Januar vorgedrungen. Die Höhe wurde von einer Reservedivision mit Unterstützung anderer Truppen im Sturm wieder genommen. Der Angriff kostete viele Opfer. Zahllose deutsche Granatlöcher zeigten, wo die russischen Batterien ihre Stellungen gehabt hatten.

Etwas höher hinauf hat das Dorf Majdánka eine entzückende Lage, umgeben von prächtigen bewaldeten Bergen. Seine Holzkirche mit hohem Schindeldach und einer Art säulengeschmückter Galerie steht in einem Fichtenhain auf einer Anhöhe über der Stadt und gleicht einem japanischen Tempel. Die Bevölkerung war zurückgekommen. Alles grüßte höflich, als wir vorüberfuhren.

In dem kleinen Dorf Toronya machten wir halt. Wir wurden erwartet. Generalmajor Mayer, der Chef der ... österreichischen Infanteriedivision, empfing uns in der Mitte seines Stabes. Mehrere Mitglieder desselben, unter andern der einflußreiche Politiker Graf Clam, schlossen sich uns an, als wir das Nebental Pereszlö oder Priszlop hinaufritten, dessen Straße für Automobile zu schmal und holprig ist. Aber herrlich war dieser Ritt und entzückend die Bilder, die sich bei jeder Wendung des Weges vor meinen Augen aufrollten. Oft drängten sich Infanterie, Kavallerie und Fuhrwerke. In allen Bauernhöfen lagen Truppen; auf einigen wehte die Flagge des Roten Kreuzes. Die meisten Häuser waren noch von Ostern her mit Fichtenzweigen geschmückt. Auf einem Holzschild gab ein Korporal seine Kunstfertigkeit als

Barbier bekannt, und hier und da verkündete ein F auf rotem Schild, daß ein Fernsprecher da sei. Tische, Stühle und Bänke standen vor den Hütten, und die Leute nahmen ihre Mahlzeiten unter freiem Himmel ein. Wo sich der Weg erweiterte, biwakierten Trainabteilungen. Kleine einspännige, zweirädrige Karren, vor die je nach Bedarf noch zwei Pferde gespannt werden, waren besonders für den Transport in den Berggegenden geeignet. Oft begegneten wir kleinen Karawanen von Bergpferden, die auf Saumsätteln Kasten mit Munition oder Proviant trugen.

Gleich oberhalb des Dorfes Pereszlö stiegen wir ab und gingen zu Fuß die Anhöhen nach Norden hinauf. Die Steigung war für die Pferde zu schroff; außerdem würde eine Schar Reiter sicher das feindliche Feuer auf sich gelenkt haben, während vereinzelte Wanderer eher unbeachtet blieben.

Bald erreichten wir die ersten Schneestreifen in einer Höhe von mehr als 1000 Metern; der Schnee war weich und feucht infolge des starken Sonnenscheins. Bis zur Höhe 970 waren wir vor Sicht seitens des Feindes geschützt. Dann aber kamen wir zu einem Punkt, von dem aus wir im Nordosten deutlich die Höhe 1037 liegen sahen; dort hatte der Feind einen Beobachtungspunkt. Nun gingen wir etwa 1 Kilometer auf einem Bergrücken, der langsam zur Höhe 1218 anstieg.

Von den Beobachtungsplätzen der Russen aus konnte man uns sehen, und es wäre vielleicht klüger gewesen, die dem Feind abgewandte Seite des Bergrückens aufzusuchen. Aber dort lag Schnee, und oben ging es sich bequemer. Auch glaubten die Offiziere an keine Gefahr, denn die Moskowiter hatten in der letzten Zeit ihre Munition gespart.

Aber unsere Kühnheit schien ihnen doch zu herausfordernd! Paff! Da krepierte ein Geschoß, — dann noch eins gerade über uns. Offenbar hatte man das Feuer im voraus auf unsern Bergrücken eingestellt. Dann folgte ein Schuß dem andern. Wir schwärmten aus und suchten nun hinter unsrer Höhe Schutz. Es war aber auch die höchste Zeit. Das Schrapnellfeuer wurde immer ärger;

sein Pfeifen durchschnitt die Luft, auf dem Kamm des Bergrückens schlug eine schwere Granate ein. Die Erde bebte. Im Verlauf einer Minute kamen noch zwei von derselben Sorte. Aus der Größe der Trichter schlossen die Artilleristen, daß wir es mit 17-cm-Geschützen zu tun hatten. Die Geschosse trafen fast auf denselben Punkt; wenn das Absicht war, hatte man gut gezielt. Einer meiner Begleiter, Major Adlercreutz, der einige 20 Meter vor mir ging, kehrte sich in unerschütterlicher Ruhe um und fragte lächelnd, ob ich etwas gemerkt hätte. Ich war gerade dabei, Staub und Erde aus meinem Gesicht wegzuwischen; auch war der Explosionsgeruch stark genug. Wir waren etwa 80 Schritt von der Einschlagstelle der Granaten entfernt.

In Schnee und Regen gingen wir weiter. Aber jetzt vorsichtig geschützt durch Bäume und Unebenheiten des Terrains. So erreichten wir eine deutsche Feldgeschütztruppe, die sich gerade zu einer Kanonade fertig machte und dann loslegte. In der Nähe stand eine österreichische 10,5-cm-Batterie. Auch sie gab Feuer. Die Deutschen hatten vorsichtig eine Schutzmauer für die Bedienung errichtet. Ein Mann hatte den Telephonhörer am Ohr festgebunden und nahm die Kommandoworte des Batteriechefs auf, die er dann wiederholte. Die Kanonen waren mit Seilen heraufgezogen worden; eine jede von 60 Mann.

In tiefem glattem Lehmschmutz und durch Schnee, in den ich bis an die Knie einsank, ging ich durch einen mannstiefen Laufgraben zu dem Beobachtungsplatz hinauf, einem ganz kleinen kubischen Raum ohne Dach und mit Mauern aus Erdklumpen. Durch scharfe Fernrohre sah man in einer Entfernung von 2500 Metern ganz deutlich die vordersten Reihen der Russen, sogar die Schießscharten in der Brüstung, und weiter hinten ihre Reservestellungen. Man konnte genau beobachten, wie der Feind sich das Gelände zur Verteidigung dienstbar gemacht hatte. Auf einer kleinen Anhöhe hatte er einen Stützpunkt angelegt und dorthin zwei Maschinengewehre geschafft, um die zunächst gelegenen Fronten gehörig flankieren zu können. Gerade dorthin war unser Feuer



Rumänisches Bauernmädchen in Storozynetz.



Lippowaner in dem Dorfe Lipoweni

gerichtet. Rauchwolken umschwebten die Anhöhe wie ein Kranz. Blitz auf Blitz zuckte aus ihnen hervor, und man konnte die Russen nur bedauern, die diesen Bleiregen auszuhalten hatten.

Zurück ging es anfangs auf demselben Weg, den wir gekommen waren. Abermals bekamen wir eine Granate und sechs Schrapnells aufgebrannt. Doch waren sie schlechter gezielt als das erste Mal. Dann eilten wir zu unsern Pferden und ritten bis Toronya den entzückenden Weg, dessen lautes, rastloses Leben immer mehr in der Abenddämmerung verschwand.

Als ich am folgenden Morgen in dem schönen Dorf Majdánka einige photographische Aufnahmen machte, überbrachte mir der Meldereiter Ulan Woeckner ein schweres Paket. Es enthielt einen Ausbläser, die Hülse eines Schrapnells, sowie ein Schreiben, datiert vom 25. April: „Pereszlö, ..te Reservedivision, Reserve-Artillerieregiment, ..ter Stab, 1. Abteilung“ und mit folgendem Wortlaut: „Zur Erinnerung an den scharfen Salut, mit dem die Russen Ihr Eintreffen an der Karpathenfront begrüßten, senden den beifolgenden auf Sie gezielten Ausbläser: Hauptmann von Meien, Kommandeur. Hauptmann Hagemann, Batteriechef. Leutnant Schmidt Adjutant und Pfadfinder. Leutnant Reiß, Scharfschütze.“ Dem Schreiben lag außerdem eine Karte bei über unsern Weg von Pereszlö bis zur Stellung der Batterie hinauf. Zwei rote Kreise zeigten die Punkte an, wo wir beschossen worden waren.

20. Auf Horchposten.

Die Nacht war im Anzug. Der Abend war still und klar, und der Mond stand hoch. In Gesellschaft des Generals Mayer fuhr ich durch das Tal Toroncsak hinauf zum Passe Wyszków. Unterwegs begegnete ich einem munteren, gesprächigen österreichischen Artillerieoberst, der mitkam und mir alles erklärte. Er zeigte, wo seine mit Fichtenzweigen bedeckten Batterien standen. Bald am Wege, bald rings auf den Höhen. Auf einer Anhöhe war eine Scheinbatterie aus Blechrohren, kassierten Rädern und anderm. Die Russen hatten daran einen großen Aufwand Munition

verschwendet. Rings um die falschen Kanonen sah man eine Menge Granatlöcher. In unmittelbarer Nähe der Stellungen lagen hier die Truppen in Waldhütten; um feste Behausungen war es schlimm bestellt. Der Befehlshaber der Kampfgruppe, die den Paß verteidigte, ein Oberstleutnant, lud uns in seine kleine Hütte ein. Sie bestand aus einem Zimmerchen, wenig mehr als 2 Meter im Quadrat, und hatte ein Dach aus Gesträuch und Fichtenzweigen mit einer 30 Zentimeter starken Erdschicht. Ein Strohbett, ein „Schwarmofen“ und ein kleiner Tisch vor einem noch kleineren mit Rouleau versehenen Fenster waren die ganze Ausstattung.

Hier blieben die Automobile stehen. Wir hatten nur noch eine Viertelstunde bis zur österreichischen Stellung. Südlich vom höchsten Punkt des Weges war der junge Fichtenwald auf der Ostseite spukhaft zerschossen. Die Stämme, die noch standen, waren völlig abgeschält. Hier lagen im Winter die vordersten Abteilungen der Gegner nur 50 Meter voneinander entfernt im tiefen Schnee verborgen. Im Schnee wurden die Gefallenen begraben. Jetzt, wo die weiße Decke wegschmolz, kamen die Leichen zutage. Neulich hatte man acht Mann beerdigt. Überall winkten Kreuze auf Massengräbern von Österreichern und Russen unheimlich im Mondschein.

Auf dem Nordabhang der Wasserscheide wurde der Weg schlechter, feucht und glitschig; wo er am schlimmsten war, hatte man ihn mit Fichtenzweigen bestreut. An den Seiten stand der Wald dichter als vorhin. Vor uns nach Galizien zu lag eine tiefe Schlucht, deren Bach nach und nach zum Fluß Mizunka wird und schließlich in den Dnjester fließt. Rechts auf einer Anhöhe hatten die Österreicher ihre Beobachtungsstellen. Etwas weiter nach Westen sah man viele Lager- und Küchenfeuer zwischen den Bäumen aufblitzen, ziemlich hoch auf demselben Abhang. Dort lag ein Reserveregiment, dessen Biwak so weit nach oben verlegt war, nicht zum wenigsten weil der Rauch stagnierende Nebelschleier im Tal zu bilden pflegt. Die Feuer sahen im Dunkel der Nacht ganz gespenstig aus.

Wir mußten uns, soweit möglich, im Schatten der Bäume an den Straßenrändern halten, um nicht von den russischen Stellungen aus gesehen zu werden.

Vor uns erhob sich ein schwarzes Band quer über den Weg, eine Straßensperre, eine Palisade von 2 Meter langen, kräftigen Fichtenstämmen. Auf ihrer inneren Seite war ein Boden von dünneren Brettern. Dort standen die Posten an drei kleinen Löchern, die freie Aussicht nach dem Feind hinüber boten. In jedem Loch lag ein Gewehr in wagerechter Lage. Bei zwei Löchern, die in Augenhöhe angebracht waren, standen jetzt Soldaten. Solch ein Posten darf sich weder bücken noch strecken, weder sitzen noch den Kopf drehen; er darf nicht einmal fragen, was das wohl für Leute sind, die jetzt in später Nacht zu ihm heraufkommen. Er bewegt keinen Muskel, er blinzelt kaum, er steht wie eine Bildsäule und starrt nur wie verhext auf die galizische Landstraße, die streckenweise weiß im Mondschein glänzt, der dort zwischen den Fichten durchdringt. Er wechselt nicht den Fuß, er ruht auf beiden Beinen. Er ist still wie eine Katze, die auf ihren Raub lauert, und er lauscht ebenso scharf wie er sieht.

Worauf wartet er? Er wartet darauf, schwarze Schatten die Landstraße entlang zwischen den Fichten heranschleichen zu sehen. Es sind kaum 400 Meter bis zur russischen Palisade. Dort stehen ebenfalls Posten und halten genau so scharfe Wacht. Die Nacht ist die Zeit der Erkundungs- und Kampfpatrouillen. Es ist fabelhaft, wie leise sich der in dieser Kunst Geübte bewegen kann. Alle Laut- und Lichtphänomene dort vorn muß der Posten unterscheiden und auf ihren Wert beurteilen können. Ein einziger Gedanke beherrscht ihn: solange er für den Ausguck verantwortlich ist, darf keine Überrumpelung vorkommen. Deshalb steht er da als ein Bild der Wachsamkeit und der getreuen Pflichterfüllung. Wehe der Armee, in der die Ausbildung im Wachtdienst vernachlässigt wird. Im Kriege leistet man nur das richtig, was im Frieden geübt ist, und man soll nicht glauben, daß das, was bei der Ausbildung im Frieden versäumt wurde, im Felde nachgeholt

werden kann. Man kommt nicht nach, und die Lektionen im Krieg kosten zuviel: sie kosten Blut.

Vor der Palisade befindet sich ein durch „spanische Reiter" verstärktes Stacheldrahtnetz; vor diesem Netz steht eine Kette Doppelposten im Schatten des Waldes gut versteckt. Jedes Postens Pflicht ist, beim ersten verdächtigen Zeichen Alarm zu schlagen. Die Bestimmungen hierüber sind dieselben wie bei uns in Schweden. Die Ablösung erfolgt alle zwei Stunden. Aber diese sind lang. Die Einsamkeit im finstern Wald wirkt auch auf starke Nerven ein. Jeden Augenblick kann eine feindliche Kugel herüberpfeifen, und dann hat man das eigene Stacheldrahtnetz hinter sich und den Feind vor sich. In lautlosen Mondscheinnächten ist die Stimmung fast unheimlich. Wie gut kenne ich das! Ich habe ja selbst auf Posten gestanden — vor Jahren in Tibet!

Von der Straßensperre ging ich noch einige Treppenstufen zur Infanteriestellung in der Talböschung hinauf. Ihre Schützengräben und ihre wunderlichen Behausungen waren eng wie Gefängnisgänge und meist mit Dächern aus Fichtenstämmen und einer Erdschicht darüber gedeckt. Ein flackerndes Stearinlicht vermochte das Dunkel nicht zu durchdringen. Auf dem Boden eines der gedeckten Räume lag ein Soldat und schlief. Ein kleiner eiserner Ofen gab behagliche Wärme und vertrieb die Feuchtigkeit. In einer andern Höhle schliefen zwei Männer, zwei andere hielten Wacht. Mit diesen konnte ich mich unterhalten. Sie waren ruhig und mit ihrer Tätigkeit zufrieden. Ihre Dienstzeit dauerte zwei Stunden. Dann wurden die jetzt schlafenden Kameraden geweckt.

Nach Norden gingen die Feldbefestigungen über Hügel und Täler ins Unendliche auf und ab, von der Landstraße auch nach Südosten ins Tal hinunter; dort waren die Gänge mit Treppen aus Fichtenholz versehen. In spitzem Winkel näherte sich die österreichische Linie der russischen, an einer Stelle war sie bloß 50 Meter von ihr entfernt. In der Nacht hörte man die Russen deutlich hämmern, nageln und klopfen wie Spechte. Da nagelten sie Bretter an die Grabenränder. Man war hier nicht vorsichtig

wie an der Westfront, wo in den Schützengräben kein Licht gebrannt werden darf. In den Karpathen zündete man ganz ungeniert Licht an, und an mehreren Stellen stieg der Rauch aus den Essen auf; in der Richtung auf die russische Stellung zu bildete er im Tale sogar weiße Florstreifen, die scharf vom Mond beleuchtet und oft schwer von Schneestreifen zu unterscheiden waren. In den Terrainfalten abwärts gab es kleine Kammern mit Fenstern und Türen; einige von ihnen standen offen, und ich sah die Soldaten drinnen sitzen, sich unterhalten und rauchen.

Ich ging dann wieder zum Paß hinauf, wobei ich die Vorsichtsmaßregel versäumte, mich im Schatten der Bäume zu halten. Aber die russischen Posten schossen nicht. Es knisterte unter meinen Füßen, wenn ich auf dürre Zweige trat; aber das Rauschen des Baches verschlang wohl alle andern Laute. Die Artillerie schießt selten bei Dunkelheit. Meine Freunde erzählten mir, wenn man monatelang den Russen gegenübergelegen habe, könne man ziemlich genau die Zeit ihrer Feuerpausen berechnen. Zu gewissen Stunden des Tages schießen die Moskowiter nicht, dann essen sie. Auch Sonntagvormittags bleibt es immer ganz still. Diese Regelmäßigkeit benutzt natürlich der Gegner; sie gibt ihm Gelegenheit zu gewissen ungestörten Beobachtungen und Erkundungen.

21. Fliegerabenteuer in den Karpathen.

In Isa nördlich von Huszt war eine deutsche Fliegerstation, zu deren Besuch ich telephonisch eingeladen wurde. Die Offiziere der hier liegenden Fliegerabteilung nahmen mich auf der Station in Empfang und führten mich nach der kleinen Villa „Fliegerheim", auf deren Veranda Hauptmann Gürich, der Chef, in einem Lehnstuhl saß. Seine verbundenen Füße lagen auf einer Fußbank. Er reichte mir die linke Hand zum Gruß entgegen, die rechte war lahm. Bei Reims hatte er fünf Kugeln in den Arm bekommen und drei in die Beine. Vor fünf Tagen war er nun noch mit erfrorenen Füßen von einer Erkundungsfahrt zurückgekehrt.

Vor einer Woche hatte er Befehl erhalten, die Lage der

russischen Stellungen in einer bestimmten Gegend nördlich von den Karpathen zu erforschen. Von Iza aus war er in Spiralen bis zu einer Höhe von etwa 2500 Metern aufgestiegen, was eine Stunde dauerte. Dann ging er in gerader Linie über das Gebirge, passierte dessen schneebedeckte Kämme und flog auf feindliches Gebiet hinüber. 28 Kilometer hinter der russischen Front blieb plötzlich der Motor stehen. Nun mußte er in überstürztem Gleitflug abwärts. Eine Wahl gab es nicht. Unter dem Flieger breiteten die Karpathen ihre Labyrinthe von jähen, waldbewachsenen und tiefeingeschnittenen Tälern aus. Er warf einen Blick über die Reling, um einen geeigneten Landungsplatz zu finden. Geeignet! In solchem Gelände! Aber es galt das Leben, und man opfert es nicht unnütz.

Im Tal floß ein Bach. Der Hauptmann steuerte seinen Doppeldecker direkt auf dessen Lauf hinab, dahin, wo das Wasser tief genug war. Der Apparat stürzte ins Wasser und war verloren. Gürich und sein Kamerad wurden herausgeschleudert, kamen aber mit heilen Gliedern an Land.

Aber was nun? Die Russen hatten die Flugmaschine natürlich gesehen, ihre Patrouillen waren sofort unterwegs, und bald pfiffen den beiden Schiffbrüchigen die Kugeln um die Ohren. Aber diese schlichen rasch und geschmeidig wie Panther in den weglosen Wald hinein, immer von berittenen Soldaten verfolgt, solange das in diesem Gelände möglich war. Sie kamen auf ein Schneefeld, wo sie nach verschiedenen Richtungen im Kreise gingen oder streckenweise zurück, um die verfolgenden Russen irrezumachen. Zuweilen kletterten sie einen Abhang hinab, um an einen Bach zu kommen, in dem sie lange Strecken liefen, um ihre Spur zu verbergen.

So ging es den ganzen Tag; die beiden Deutschen blieben immer mehr oder weniger stark in Fühlung mit den Kosaken oder andern neuen Verfolgern. Sie sehnten sich nach Dämmerung und Dunkel, um Atem schöpfen zu können. Gürich war schon früher in dieser Gegend aufgestiegen und kannte sie genau. Er wußte, wo die beste Möglichkeit war, ungesehen durch die Russenlinie wieder durchzukommen, und wo die österreichisch-ungarische Front am

nächsten war. Bei Einbruch der Nacht flüchteten die beiden in einen dichten Wald, breiteten Fichtenzweige auf dem Schnee aus und schliefen eine Weile. Dann ging es weiter durch Dickicht und Gebüsch, Felswände hinauf und hinunter, über Schneefelder und Bäche.

Die Sonne ging auf. Der letzte Bissen Brot war schon verzehrt. Neue Kosakenpatrouillen zeigten sich, zuweilen auch feindliche Reiter auf der Anhöhe. Dann verbarg man sich, bis sie verschwunden waren. In der Tiefe der Täler lagen russische Biwaks und in einemfort fuhren Trainkolonnen heran. Immer noch galt es also, Umwege einzuschlagen.

So verging der zweite Tag; die zweite Nacht kam heran. Wieder mußten die beiden Männer in einem Gebüsch schlafen. Es war dort oben empfindlich kalt, und als sie erwachten, merkte der Hauptmann, daß in seinen Füßen das Gefühl abgestorben war. Aber noch konnte er sich weiterschleppen. Also weiter in der Richtung auf die Freunde zu.

Endlich waren sie in der Feuerzone, in dem herrenlosen Gebiet zwischen den russischen und österreichisch-ungarischen Linien. Nun bestand aber eine neue Gefahr. Kamen sie zu ungarischen, tschechischen, bosnischen oder andern Truppen, die nicht Deutsch verstanden, so konnten sie als Spione erschossen werden. Glücklicherweise verstand der erste Posten, der sie anhielt, Deutsch, nahm sie fest und führte sie dem nächsten österreichischen Offizier vor. Dieser konnte die beiden Männer mit Leichtigkeit identifizieren. Sobald sie sich von den furchtbaren Strapazen ihrer Reise erholt hatten, kehrten sie nach ihrer Station zwischen Iza und Huszt zurück. Hier saß nun Hauptmann Gürich jetzt, die erfrorenen Füße auf einer Fußbank.

22. Im Doppeldecker.

Hauptmann Gürich lud mich nun ein, den Flugplatz zu besichtigen. In Begleitung seiner Offiziere begab ich mich zu der Reihe großer Schuppen, in denen die verschiedenen Doppeldecker und Tauben standen. Verschiedene „Villen" dienten als Wohnungen für die Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften,

während andere Küchen, Magazine, Werkstätten und all das übrige enthielten, was zu einer vollständigen Fliegerstation gehört. Ein Automobilpark mit Personen- und Lastautos war auch zur Hand. Eine ganze kleine Stadt war dort auf dem Feld entstanden. Es gab eine Wilhelmstraße, eine Hindenburgstraße, einen Kurfürstendamm und eine Straße Unter den Linden. „An den Zelten" war ein besonders passender Name für eine dieser „Straßen". Auch die Villen hatten ihre Namen, z. B. „Zur frommen Helene", „Zur dicken Berta", „Zur schönen Aussicht" und „Villa Hindenburg".

Zwei Doppeldecker waren gerade aufgeflogen. Der eine umkreiste die Gegend, der andere landete mit ausgebreiteten Flügeln. Einer von den Offizieren fragte, ob ich nicht Lust hätte, eine kleine Fahrt zu machen. — Aber gewiß!

Man versah mich mit Lederweste, Fliegerhelm und Brille, und ich kletterte auf den Sitz des Beobachters. Vor sich hat man einen durchsichtigen Schirm gegen den Luftzug und den registrierenden Barographen. Leutnant Hans Hinsen schwang sich auf den Platz hinter mir. Der Motor wurde angekurbelt, und einige handfeste Leute setzten den Doppeldecker in Gang. Erst rollte er langsam, dann immer schneller und endlich mit rasender Geschwindigkeit auf seinen leichten, elastischen Rädern über die Wiese hin. Plötzlich hörte das Schlingern auf, und das Fahrzeug ging stetig, ohne kippende Bewegungen. Nur in seinem Rumpf zitterte es und sang es, und der Propeller machte bedeutenden Lärm. Wir waren von der Erde aufgestiegen, ohne daß der Augenblick zu bemerken war, wo die Räder den Erdboden verlassen hatten. Schnell wurden die Dinge da unten kleiner. Der Apparat schraubte sich in immer höhere Räume hinauf. Die Sonne schien auf die feinen Flügel und die gespannten Metalldrähte. Aber die Eisernen Kreuze auf der Unterseite des untersten Flügelpaars waren im Schatten. Es dröhnte in der Luft. Der Doppeldecker bewegte sich wie ein Vogel in eleganten Kurven und neigte sich bald nach vorn, bald nach hinten.

Unter mir lag wie eine kleine Karte die Station mit ihren

Zelten und Baracken: hier das Dorf Iza mit seiner Kirche, seinen Häusern und Gütern, seinen Gassen, Gärten und Wegen, die wie gelbe Bänder Äcker und Felder durchziehen; dort Huszt mit seinen roten und schwarzen Dächern. Eben noch sah ich unsern Schatten ziemlich groß über die Erde hinfahren. Jetzt ist er ganz klein, nur noch ein schwarzer Punkt, der über die Wiesen eilt.

Die Nadel des Barographen war bis auf 300 Meter gestiegen. Leutnant Hinsen machte die Handgriffe, die das Flugzeug abwärts steuerten, und ließ den Propeller sich langsam drehen. Dieser Augenblick, wo der Apparat aus der aufsteigenden Bahn in die absteigende übergeht, ist unbehaglich, wenn man ihn das erste Mal erlebt. Es schwindelt einem wie in einem allzu schnell herabgehenden Aufzug, doch in weit stärkerem Maße. Ich faßte unwillkürlich den Rand des Sitzes und drehte mich um, um zu sehen, ob der Gesichtsausdruck des Leutnants eine Gefahr verriete. Aber er lächelte und nickte, und ich begriff, daß alles in bester Ordnung sei. Der Gleitflug hatte ruhig und stetig begonnen, und der Propeller ging so langsam, daß man fast die Flügel sehen konnte. Der Schatten des Doppeldeckers wurde wieder größer. Die Dörfer, die Häuser, die Zelte und unsre Freunde unten kamen uns näher. Der Maßstab der Erdkarte nahm beständig zu.

Bald waren wir ganz nahe über dem Boden. Leutnant Hinsen ließ den Propeller wieder mit voller Geschwindigkeit sausen und stellte den Apparat lotrecht. Pfeifend fuhren wir über das wogende Gras gegen den Wind. Ein kaum bemerkbarer Stoß verriet, daß die Räder den Boden erreicht hatten. Staub stieg auf. Die Maschine eilte wie rasend über die Wiese; aber ihre Geschwindigkeit nahm schnell ab und hörte ganz auf, als wir eben den Punkt erreicht hatten, wo Adlercreutz, Gadd und die übrigen Offiziere uns erwarteten. Als Andenken durfte ich das Barogramm behalten: „Zur Erinnerung an den Flug am 26. April 1915 in Iza in den Karpathen. Hans Hinsen, Flugzeugführer."

Einige Zeit später hörte ich — ich hoffe zu Gott, daß das Gerücht sich nicht bewahrheitet —, Leutnant Hinsen sei mit seinem

Doppeldecker abgestürzt; er und sein Beobachter hätten dabei den Tod gefunden! Möchte er noch imstande sein, als ein lebendiger Beweis die Wahrheit dieser Angabe zu widerlegen!

23. Auf der Höhe des Zwinin.

Die Sonne war am 27. April kaum aufgegangen, da war ich wieder unterwegs zu einer neuen Karpathenfahrt. Diesmal drang ich ins Gebirge durch das Tal des Latorczaflusses ein, wo der schöne Weg oft im Schatten sommergrüner Buchen, Eichen und Linden lag und die Zweige der blühenden Obstbäume aussahen, als wären sie mit Schnee beladen. In der nordöstlichen Verlängerung des Tales thronte der schöne Gipfel Sztoj. Bei dem Kirchdorf Szuszkóújfalu fuhr ich am Ufer des Flusses entlang; dann weiter durch das enge Nebental Pinye, wo eine neugebaute Militärbahn dem Etappenwesen zur Verfügung stand. Wo diese Eisenbahn bei Aklos aufhörte, begann wieder auf der Landstraße das übliche bunte Etappenleben. Da ritten Honvedhusaren in ihren schönen blauroten Uniformen, da rauchten Feldbäckereien und Küchenwagen und rollten österreichisch-ungarische Trainfuhrwerke, von Zivilisten kutschiert, deren Militärdienst durch eine gelbe Binde am linken Arm angedeutet war.

Über einen kleinen Sattel kam ich wieder in das Tal der Latorcza hinab, der ich dann eine Weile folgte, oft ihren Lauf auf Holzbrücken überschreitend. Russische St.-Andreas-Kreuze an den Straßenrändern ließen erkennen, daß auch hier Kämpfe stattgefunden hatten. Auf einem Hügel stand eine deutsche Kriegsbrückenkolonne. Die Pontons lagen wie gewöhnlich mit dem Boden nach oben, alles in mustergültiger Ordnung.

Im Dorfe Alsóvereczke hatte das Armeekorps Bothmer sein Generalkommando. General Graf von Bothmer, ein echter Bayer, nahm mich liebenswürdig auf und gab dem Major seines Stabes Paraquin und dem Automobilkolonnenführer Grafen Pappenheim den Auftrag, mich bis zu den Höhen des Zwinin zu geleiten, an dessen Fuß heute gekämpft wurde. In gewaltigen Serpentinen

schlängelte sich der Weg zum Paß von Vereczke hinauf, von dem aus man eine prächtige Fernsicht nach allen Richtungen hat, nicht zum wenigsten auf den Sztoj, der stattlich und gewaltig im Süden seine Spitze erhebt. Der Paß, dessen Höhe bis zu 841 Metern ansteigt, ist Wasserscheide zwischen Donau und Dnjester. Auf der andern Seite fließt der Stryj, ein Nebenfluß des Dnjester. Hier läuft auch die Grenze zwischen Ungarn und Galizien. In gleich scharfen Windungen geht dann der Weg zum Stryj hinab, aber nur, um seinen Lauf zu überschreiten und dann in einem Seitental nach Nordosten weiterzugehen. Am Ausgang dieses Tals hatten die Österreicher das Dorf Klimiec total niedergebrannt, um freies Schußfeld zu erhalten, und darauf die Baracken der „Zweikaiserstadt" errichtet.

Das kleine Tal führte zu dem gerade tausend Meter hohen Lysapaß hinauf, wo im Januar gekämpft wurde. Hier hatte man einen Knüppeldamm bauen müssen. Die Lysahöhe besteht aus lauter Moorboden. Vor ein paar Wochen war der Zustand des Weges derart, daß man kaum reiten konnte; ein Mann und zwei Pferde sind darin ertrunken. Während der Schneeschmelze und nach starkem Regen sanken die Pferde bis zum Bauch in den Sumpf ein und konnten nur mit Hilfe schmaler Baumstämme, die als Hebel benutzt wurden, wieder herausgezogen werden. Wo der Weg sich an den Böschungen der Anhöhen hinschlängelte, war der Schlamm über den Straßenrand geflossen und bildete nun an den Abhängen graugelbe, halbtrockene Lavaströme. Russen arbeiteten an der Ausbesserung des Weges, und der Knüppeldamm konnte nun von Fahrzeugen aller Art benutzt werden. Von der Höhe, wo Buchenwald hier und da wächst, beherrscht das Auge eine Welt von Karpathenkämmen. Gerade ritt eine Ulanenpatrouille über den Lysa, die am Morgen 70 Russen gefangengenommen hatten. Schwere Wagen rasselten auf dem Knüppeldamm; gewöhnliche Wagen wurden von vier Pferden gezogen, Munitionswagen von acht. Wenn es abwärts ging, wurden beide Hinterräder mit eisernen Ketten gebremst. Ein ewiges Knarren und Krachen war oben auf dem Paß zu hören. An einigen Stellen

war der Knüppeldamm doppelspurig, damit bei den schwersten Steigungen eine Stockung vermieden wurde.

Nun ging es hinab nach dem unendlich langen Dorf Tucholka. Die galizischen Häuser mit ihren hohen Stroh-, Schindel- oder Ziegeldächern und ihren malerischen Gärten erinnerten an den Norden und an Kaschmir. Von Tucholka führte ein Weg nach der in der Nähe gelegenen deutschen Kolonie Annaberg.

Vor mir erhob sich die berühmte Höhe Ostry, um die so viel Blut geflossen ist, und von deren Eroberung Exzellenz Linsingen und General Stolzmann mir erzählt hatten. Zu beiden Seiten des Weges tiefe Granattrichter. Links war eine deutsche 15-cm-Haubitzen-Batterie an der Arbeit; mehrere andere Batterien waren südlich und südöstlich vom Zwinin im Tale in Stellung. Vor mir kleine, schmale Rauchwolken: die Russen suchten gerade unsere Artillerie. Ich fuhr in den Feuerbereich hinein und kam den Explosionen immer näher. Dennoch setzte ich meine Fahrt bis zum Fuße des Zwinin fort, wo die Automobile halten mußten.

Der Aufstieg ist so schroff, daß man Pferde nicht benutzen kann. Ich mußte also 500 Meter zu Fuß steigen. Rechts lag die Höhe Ostrok, weiter entfernt Ostry, zum größten Teil noch verdeckt. Vom 5. Februar bis zum 9. April wurden heftige Kämpfe um den Zwinin ausgefochten. Die Infanterie mußte sich die schroffen Abhänge hinanarbeiten durch anderthalb bis zwei Meter tiefen, alles verschlingenden Schnee und zugleich durch das Feuer des Feindes. Die Russen verteidigten sich hartnäckig; sie hatten alle äußeren Vorteile auf ihrer Seite. Zweimal eroberten die Deutschen den Gipfel, zweimal wurden sie zurückgeworfen. Erst am 9. April, als sie Verstärkungen erhalten hatten, konnten sie den Kamm endgültig behaupten. Diesmal war der Angriff regelrecht nach den Prinzipien des Belagerungskriegs durchgeführt worden. Man hatte sich in Sappen bis in die unmittelbare Nähe der russischen Stellung herangearbeitet. Ich passierte die erste Linie der überbauten russischen Stellungen und dann höher hinauf mehrere andere Schützen- und Laufgräben.

Überall lagen Trümmer und ließen erkennen, wo der Angriff vor sich gegangen war. Da lagen Tornister und Gewehre, Uniformen und zerfetzte Unterkleider, Helme und Mützen, unglaubliche Massen von Patronen und leeren Hülsen, Handgranaten, die nicht explodiert waren, Kochgeschirre und lose Blätter aus Büchern, militärischen Tagebüchern und Briefen.

Nach und nach erweiterte sich die Aussicht nach allen Seiten, und endlich war ich oben. Ein Unwetter hatte sich zusammengezogen und drohte loszubrechen. Der Regen begann gerade, als ich zum Chef der nächsten Infanteriedivision kam, zu Generalleutnant von Conta, und zum Generalmajor Moewes, der das Artilleriefeuer leitete. Man hieß mich willkommen, und ich sah mich auf dem Kamm der Anhöhe um.

Sein Anblick war nichts für schwache Nerven. In einem Schützengraben lagen Russenleichen massenhaft übereinander. Nicht nur solche, die am 9. April gefallen waren, sondern auch vor dem Graben solche, die seit Anfang Februar gelegen hatten und des beständigen Feuers wegen nicht begraben werden konnten. Sicher waren viele von diesen Männern nur verwundet gewesen und hätten gerettet werden können, wenn es möglich gewesen wäre, sie fortzuschaffen; sie waren im Lauf weniger Stunden erfroren.

„Aber warum werden sie jetzt nicht begraben?“ fragte ich.

„Weil der Zwinin noch bis auf den heutigen Tag unter heftigem Feuer gelegen hat. Wer sich nur in der Nähe der Toten zeigte, erhielt mörderisches Feuer.“

Vor dem Graben liefen verfitzte, mit „spanischen Reitern“ versehene Stacheldrahtnetze, in deren unbarmherzigem, eisernem Dickicht unheimlich zugerichtete, aufgeschwollene, blauschwarze Leichen hingen. Ringsum breitete sich ein widerlicher Gestank. Es muß ein furchtbarer Kampf gewesen sein, der über diesen Gräben vorwärtsschritt. Gangbretter, zerschossene Schutzdächer, zerbrochene Gewehre und allerhand Trümmer lagen in furchtbarem Wirrwarr. Man konnte kaum einen Schritt tun, ohne auf Granatsplitter, Schrapnell- oder Patronenhülsen zu treten. Die Höhe war mit Geschossen aller Art förmlich gespickt.

Der Kamm des Zwinin verläuft von Nordwesten nach Südosten. Nordöstlich davon hatten die Russen ihre Stellungen. Auf der südwestlichen Seite des Kammes konnte man gehen, ohne Gefahr zu laufen. Der Nordostrand fällt jäh ins Tal hinab. Gerade auf diesem Kamm lag ein furchtbar zusammengeschossener Schützengraben, dessen Brüstung von den Granaten übel zugerichtet war.

In Begleitung des Adjutanten einer Infanteriedivision, von Roeder, unternahm ich eine Wanderung diese Linie entlang. Der Graben war so niedrig, daß man gebückt gehen mußte, um nicht vom Feinde gesehen zu werden. Wenn man aber zu den klaffenden Löchern kam, die die Granaten gerissen hatten, war man völlig ohne Deckung. Jenseits des Tales lagen die Feldbefestigungen des Gegners wie in einem Panorama.

„Weshalb schießen die Russen nicht auf uns? Sie können uns doch deutlich sehen, und selbst ihr Infanteriefeuer trägt gewiß bis hierher."

„Sie haben hier heute schon heftig geschossen; aber jetzt haben sie an anderes zu denken."

Die Truppen der Verbündeten hatten eben einen Angriff auf die kleine, im Norden der Ostryhöhe liegende Erhebung begonnen, die noch in Feindeshand war. Die Aufmerksamkeit des Feindes war ganz auf den dort begonnenen Kampf gerichtet. Von Zeit zu Zeit aber schickte er doch Schrapnells in die Täler, dorthin, wo er die deutschen Batterien vermutete.

Der Graben war eng und sein Boden lauter Schlamm. Vor mir lag ein Russe auf dem Rücken; er war von der Granate, die ihn getötet hatte, zum größten Teil mit Erde überschüttet worden, und wenig mehr als die Stiefeln sahen aus dem Schlamm heraus. Blutige Brieffetzen lagen umhergestreut. Ein paar Schritte weiter sahen aus dem Schlamm des Grabens die Beine eines Gefallenen heraus; daneben lag eine Leiche, die ganz unbedeckt geblieben war; sie war so aufgeschwollen, daß die Uniformknöpfe den Rock zersprengt hatten. Jenseits der Brüstung lag ein ganzer Hügel von Gefallenen übereinander, eine unförmliche Masse. Weiter vorn lagen ein paar Leute auf dem Rücken mit ausgestreckten Armen;

freundliche Anemonen wuchsen zwischen ihren Fingern. Auch hier war der Boden mit zahlreichen Brieffetzen besäet. Auf einem Stück Papier las ich im Vorübergehen: „Gott sei Dank geht es mir besser. Meine Wunde heilt. Ich bin froh, daß ich zu Hause bin. Gott sei mit Dir, der Du noch im Kriege bist.“ Offenbar schrieb ein Bruder an seinen Bruder und wußte nicht, daß der schon tot in den Karpathen lag. Wie grausam ist nicht das Schicksal! Wie entsetzlich der Krieg! Er zerreißt alle Bande, und Blut und Tränen fließen in seiner Spur. Jeder von diesen jungen Soldaten hatte eine Mutter, einen Vater, eine Frau, eine Verlobte oder ein Kind, die Tag für Tag an ihn dachten und für sein Wohlergehen beteten, die Schutzheiligen in den Dorfkirchen um Schutz und Schirm anrufend. Nun lag er tot neben den andern auf der Höhe des Zwinin, und die Lieben daheim erfuhren niemals, wo das Grab des Ärmsten mit der Zeit zerfiel.

Ununterbrochenes Donnern des deutschen Artilleriefeuers erfüllte das Tal; das Echo gab es tausendfältig wieder. Unaufhörlich knatterte das österreichische Infanteriefeuer, und die russischen Maschinengewehre ließen ihr ewiges Tack-tack-tack hören. Ich hockte nieder und wartete eine Weile, wo die Brüstung am höchsten war. Dann setzte ich den Gang fort und eilte schnell an den Lücken des Schützengrabens vorüber. Am Ostende der Höhe war aber der Graben so zerschossen, daß er keinen Schutz mehr gewährte. Hier weiterzugehen, wäre dummdreist gewesen. Ich ging also den ganzen Weg zurück, noch einmal an denen vorüber, die ihr Leben für die heilige Sache Rußlands gelassen hatten.

In einem Laufgraben drang ich bis zu dem Beobachtungsplatz vor, wo Leutnant Roeber bei seinem Scherenfernrohr saß. Aber seine Telephonleitung war zerstört, und da seine Tätigkeit so lange, bis der Schaden ausgebessert war, aufgehört hatte, durfte ich am Scherenfernrohr Platz nehmen, während er sich selbst mit einem gewöhnlichen Zeißglas begnügte.

Anderthalb Stunden saß ich dort. Ein unheimliches, großartiges Gemälde bot sich mir unten auf den tieferen Ostry-

abhängen in einer Entfernung von 2 Kilometern dar. Am weitesten links, ungefähr in ostnordöstlicher Richtung und ganz nahe, schlichen österreichische Reserven gebückt im Schutz eines kleinen Bergkammes bis zu den vordersten Stellungen heran. Dahinter und in der Perspektive über ihnen lief wagerecht der Schützengraben der vordersten russischen Infanteriestellung, der gerade unter furchtbarem Granatfeuer lag. Ich zählte hundert Granaten von den deutschen 15-cm-Haubitzen, die südöstlich von uns im Tale standen. Die Geschosse gingen also gerade über den Punkt, wo ich mich befand, und etwa 30 bis 40 Meter über unsre Köpfe hinweg. Wir hörten ihr grelles, durchdringendes Pfeifen und spürten den Luftzug. Für die russischen Infanteristen mußte der Schützengraben eine wahre Hölle sein. Ganz genau sah ich jede Granate einschlagen. Dann stieg aus der Erde etwas auf wie ein brauner Baum, ein Wirbel von Erdstaub, Steinen und Splittern. Traf der Schuß in den Graben, dann wußte man, daß er in den feindlichen Reihen Tod und Verderben verbreitete. Einmal stürzten drei Russen gleich rechts von dem Punkt, wo die Granate eingeschlagen hatte, aus dem Graben heraus, wie betäubt oder von Sinnen, erst ratlos, nach welcher Richtung sie springen sollten; dann suchten sie in einiger Entfernung wieder Deckung.

Gleichzeitig wurden die russischen Linien mit Schrapnellfeuer belegt. Ich sah etwa 400 Explosionen, während ich bei Leutnant Roeber saß. Noch weiter rechts arbeiteten sich andere Abteilungen österreichischer Reserven regelrecht und sicher bis zu einer Sturmstellung vor. Ein wahrhaft imponierendes Schauspiel. Man merkte, daß ein kräftiger Wille das scheinbare Chaos dort unten beherrschte. Man konnte nie berechnen, welche Abteilung demnächst vorrücken würde. Bald sprang hier ein Mann auf, bald dort, aber nie größere Massen auf einmal. Vermutlich rückte man vor, sobald das feindliche Feuer sich gerade nicht geltend machte. Um die Truppen in der Hand zu behalten, gab die Gefechtsleitung bloß bestimmte Sammellinien für die untergeordneten Abteilungen an. Die Todesverachtung der einzelnen war bewundernswert.



Im russischen Schützengraben auf dem Zwinin.

(Vgl. Seite 110.)

Vor mir am Horizont zeigt sich eine schwarze Wolke. Das müssen die Naphthaquellen und -zisternen von Gorlice sein, die die Russen vor drei Tagen angezündet haben, als sie dort von Mackensen aus ihren hartnäckig verteidigten Stellungen geworfen wurden.

Gorlice war nun zum größten Teil zerstört, eine Ruinenstadt. Der zerschossene Kirchturm sah auf nackte Mauern oder auf Dächer herab, die wie zusammengebrochene Zelte über Brandstätten lagen. In Straßen und Gassen lagen noch viele Tote; überall Granatlöcher oder Spuren von Kugelschauern, die über die Häuser herabgeregnet waren. Ich fuhr zu den Naphthawerken hinaus, wo mächtige Flammen und schwarze Rauchwolken hoch emporstiegen. Die gewaltige Feuersbrunst kochte, siedete, dröhnte; sie soll die ersten Nächte die Gegend in weitem Umkreis erleuchtet haben.

Von Gorlice wandte ich mich nach Südosten durch das Tal der Sękowa, wo wir einen verlassenen russischen Schützengraben besichtigten, der mit Bänken, Stühlen und kleinen, einfachen Tischen bequem ausgestattet war; auf den Ellbogenstützen unter den Schießscharten standen zahllose Zinkkästen mit Infanteriemunition aufgereiht, zuweilen sogar aufeinander. Ein Hügel gerade gegenüber auf der Südwestseite des Flusses, den die Österreicher besetzt hatten, war ganz besät mit Granaten. Die Kirche des Dorfes Sękowa war übel mitgenommen. Aus einem Feldlazarett wurde ein Toter auf einer Bahre herausgetragen. Das Dorf Ropica-Ruska war verlassen, die Bauernhöfe standen leer. Hausgerät, Bänke, Sofas, Schränke, Stühle, Betten und Bettzeug waren auf die Straßen geworfen worden und lagen zwischen zerbrochenen Wagen und Schlitten. Österreichische Munitions-, Proviant- und Sanitätskolonnen fuhren eilend durch das Tal. Man fühlte allenthalben, daß hastig vorgerückt und ein Feind energisch verfolgt wurde, den es galt, festzuhalten.

Mitten durch diesen scheinbaren Wirrwarr von Train und Truppen gelangte ich endlich bis zum Dorfe Małastów, das mir General Boroević besonders empfohlen hatte. Telephonisch war auch ein Hauptmann angewiesen worden, mich mit Pferden und

Ulanen zu erwarten. Die Absicht war gewesen, auf die Höhe 757 hinaufzureiten, von der aus man eine vortreffliche Aussicht auf den Kampf haben mußte, der eben im Osten ausgefochten wurde. Als ich aber das Dorf erreichte, waren die Russen bereits aus ihren Stellungen herausgeworfen, und der Angriff ging mit großer Schnelligkeit weiter nach Osten. Ich beschloß daher, in Przegonina haltzumachen, wo der Chef eines österreichischen Armeekorps, Feldmarschalleutnant Martiny, sein Generalkommando hatte.

Auf den Straßen und Abhängen von Malastów herrschte ein Leben, wie ich es kaum je gesehen hatte. Auf einer Wiese vor dem Dorf rastete das .... Landwehr-Infanterieregiment Graz bei seinen Gewehrpyramiden; gleich dahinter zwei andere Regimenter. Es wurde gerade Kaffee und Wein ausgeschenkt; dazu verzehrten die Leute einen Teil ihres trocknen Proviants. Man plauderte, scherzte, lachte; die eben überstandenen Strapazen waren nur mehr eine hübsche Erinnerung. Aber beim Telephon wurde Wache gehalten, denn man erwartete jeden Augenblick den Befehl, zu neuem Ringen mit den Russen vorzurücken. Die Leute waren Steiermärker, sie gehörten zu einem Korps, das sich den Ehrennamen „das Eiserne" erkämpft hatte. Ein Oberst und mehrere Offiziere nahmen sich meiner freundlich an; mit ihnen machte ich unter den Soldaten eine Runde und plauderte mit vielen von ihnen. Es gefiel ihnen nicht, daß sie jetzt still liegen mußten; sie brannten darauf vorzurücken.

25. Der letzte Brief.

Nahebei auf dem Hügel lag eine kleine Kapelle mit einem Kirchhof. Viele Kreuze darauf waren neu, unter ihnen eins auf dem Grab eines gestern beerdigten Majors. Vier Soldaten gruben ein neues Grab. Ein paar Bauern brachten einen toten österreichischen Soldaten auf einer Bahre; er hatte eine Kugel in die Stirn erhalten. Sie legten ihre Bürde am Rand des Grabes nieder und wanderten dann ins Tal zurück und auf den gegenüberliegenden Abhang hinauf. Dort machten sie zwischen Fichten halt und legten wieder einen gefallenen Helden auf die Bahre.

8*

Mittlerweile wurde das Grab immer tiefer gegraben. Dann kamen die Träger mit ihrer neuen Bürde zurück. Dieser Soldat hatte einen Schuß in den Rumpf bekommen. Der Kopf dagegen war unbeschädigt, und sein bleiches, schönes Gesicht zeigte ruhige, friedliche Züge. Der Gefallene hatte auf dem Feld, das sich ins Tal herabsenkte, gelegen, wo sich zahllose Kriegergestalten wie ein graublauer Nebel auf den frühlingsgrünen Wiesen gelagert hatten. In der Tasche trug er noch einen Brief seiner Mutter, datiert Hirschberg, den 14. November 1914. Das Kuvert fehlte. Der Brief lautete folgendermaßen:

„Lieber Alex! Heute haben wir wieder eine Postkarte von Dir erhalten, in der Du uns wieder um Unterkleider bittest. Wir haben Dir ja alles geschickt, aber vielleicht ist die Feldpost noch nicht abgeliefert worden, sonst müßtest Du es schon lange erhalten haben. So lange Verzögerungen sollten doch nicht vorkommen. Hast Du denn auch unsere Postkarten und Briefe nicht erhalten, da Du nichts darüber schreibst? Wie geht es Dir? Habt Ihr noch keine Winterunterkleider bekommen? In den Zeitungen hat schon mehrmals gestanden, daß die Mannschaft warme Unterkleider bekommen hat. In welcher Gegend kämpfst Du, der südlichen oder der westlichen? Wenn wir die Berichte vom Kriegsschauplatz lesen, sehen wir ja auch sofort auf der Karte nach.

Du bist also mit Mikisch und allen Hirschbergern zusammen. Das freut mich, da könnt Ihr wenigstens zusammen plaudern. Was meinst Du, wird es nicht bald ein Ende haben? Willi ist noch in Reichenberg, am Montag ist Stellung. Wie wird das wohl enden? Deine Postkarten sind immer etwa 14 Tage unterwegs. Was kannst Du nicht in der Zeit erleben, bis wir eine solche Karte erhalten!

Ich habe Dir bereits geschrieben, daß wir das Pferd verkauft und jetzt ein anderes haben. Flüchtlinge haben wir auch schon hier seit Montag, lauter Juden. Es ist ein elendes Volk. Wie mag wohl das Wetter draußen sein! Verbleib nur gesund und

tu getreulich, was Dir vorgeschrieben ist. Gott wird Dich beschützen, vertrau nur auf ihn. Er wird Dir in allen Gefahren beistehen. Wir beten ja täglich für Dich und für alle, die im Felde stehen.

Sei nun noch einmal vielmals gegrüßt und geküßt und herzlichst von uns allen umarmt. Deine

Dich liebende Mutter."

Eine liebevolle, ergreifende Sprache führten diese einfachen Worte auf dem zerknitterten Papier, das schon von der Feuchtigkeit durchzogen war. Für den Toten war es gewiß das Teuerste, was er in seiner letzten Stunde hatte, das einzige, was er bei sich trug, als er für sein Vaterland fiel. Wie muß es ihn gestärkt haben, zu wissen, daß seine gute Mutter sich nach ihm sehnte, für ihn betete und sein Leben Gott anvertraute. Aber nun war er tot, und sie sollte ihn nicht wiedersehen.

Es gibt Millionen solcher Briefe. Furchtbar ist der Krieg, aber wie stark muß nicht ein Volk werden, das solche Prüfungen überstanden hat und in seinen spätern Jahren auf die Heldenzeit seiner Siege, seiner Sorgen und seiner Ehre zurückblicken kann!

Als das Grab tief genug war, wurden die beiden Waffenbrüder nebeneinander gebettet. In der Vollkraft ihres Alters lagen sie da, im Tode vereint, nachdem sie unter den Fichten nebeneinander gefallen waren. Ein Feldgeistlicher trat vor und betete die schönen Totengebete: „Kyrie eleison! Christe eleison! Kyrie eleison! — Et ne nos inducas in tentationem. Sed libera nos a malo. Requiem aeternam dona illis, Domine, et lux perpetua luceat illis. Domine exaudi orationem meam. Et clamor meus ad te veniat. Dominus vobiscum, et cum spiritu tuo. — Animae eorum et animae omnium fidelium defunctorum per misericordiam Dei requiescant in pace. Amen." Nun kamen alle anwesenden Soldaten herbei, wohl hundert an Zahl, um den Kameraden die letzte Ehre zu erweisen. Ich aber hätte nach Hirschberg eilen mögen, um der trauernden Mutter zu erzählen, wie edel und tapfer ihr Sohn ausgesehen und welch prächtiges Begräbnis er erhalten hat.

Schließlich kamen die Totengräber mit ihren Spaten. Nach und nach verschwanden die bleichen Gesichter unter der schweren Erde, und bald war nicht ein Zipfel der graublauen Uniformen mehr zu sehen. Ein Hügel erhob sich, und auf ein kleines Holzkreuz wurde nur ein letztes Lebewohl geschrieben. Dann zerstreute sich die Schar und verschwand unter den übrigen Soldaten auf der Wiese.

26. Aus dem Wege, Moskowiter!

Ein Bote kam. Die Offiziere warteten auf uns unten auf der Landstraße mit dem Mittagessen. Der Tisch war ein Stalltor auf ein paar Böcken, Sitzgelegenheit bot ein über zwei Munitionskisten gelegtes Brett. Das Essen wurde direkt aus einem Küchenwagen geholt, an dem die Soldaten in langer Reihe standen: Suppe mit Reis und Rindfleisch, dazu Leberragout und Rotwein. Auch die Soldaten bekamen Wein ohne Unterschied. Die Tafelmusik ersetzten die Abenteuer, die einige an den Tisch herangerufene Soldaten erzählten. Ein junger Korporal war 130mal Patrouillenführer gewesen und hatte die unglaublichsten Abenteuer mitgemacht. Ein anderer, der selbstbewußt die Mütze keck hinterm Ohre trug, hatte mit ein paar Kameraden erst 50 und dann 30 Russen gefangen.

„Was sind Sie in Friedenszeiten?" fragte ich.

„Schneider", antwortete er fest, und alle lachten.

„Ich kann noch mehr Gefangene machen, wenn es darauf ankommt", fügte der Mann mit unerschütterlicher Ruhe hinzu.

„Wollen Sie heute abend auf Patrouille gehen?" fragte ein Leutnant.

„Gern", antwortete der Soldat, ohne eine Miene zu verziehen, ungefähr so als handle es sich um eine Kaninchenjagd.

Nach dem Essen kam eine Abordnung von einem der hintern Regimenter und lud uns ein, steirischen Liedern zu lauschen. Wir folgten ihr. Eine Decke wurde zwischen den Gewehrpyramiden auf dem Feld ausgebreitet, und begleitet von einer Ziehharmonika erklangen Volkslieder, bald wehmütig und sehnsüchtig, bald froh

und jodelnd. Wir tranken mit den Soldaten Kaffee und fühlten uns sehr behaglich.

Als die Sonne unterging, verabschiedeten wir uns von der graublauen Schar, sprangen in die Automobile und fuhren auf holpriger Straße in das Seitental, das nach Przegonina führt. Dort wurden wir von österreichischen und ungarischen Offizieren in Empfang genommen und in unser Quartier geleitet, einer Bauernhütte am Rand des Dorfes. Der Besitzer, der 60jährige Ruthene Ulean Skarpan, war selbst zu Hause nebst Frau und Tochter. Sie mußten mit dem Boden vorlieb nehmen, während die Wohnstube, die zugleich Küche war, für uns reingemacht wurde. Auf dem Kochherd brannte ein kleines Feuer. Das Hausgerät bestand aus Wandbänken, einem großen Tisch, einigen Öldruck-Heiligenbildern, einer Uhr und einem Regal mit Tellern, Näpfen und Kannen. Das Fenster war wohl nie geöffnet worden, aber nun wurde die kühle Abendluft hereingelassen. Der alte Ulean Skarpan beteuerte, Flöhe gäbe es zwar genug, aber Wanzen, Läuse und Kakerlaken gäbe es nicht, soviel er wenigstens wisse. Frisches, reines Stroh wurde auf dem Boden ausgebreitet, und der Chauffeur machte unsere Ruhestätten zurecht.

Es war zu früh am Tag, um ins „Bett" zu gehen. Wir gingen daher ins Dorf zurück und ließen uns in einem Soldatenbiwak bei einem munter flackernden Feuer nieder. Ein ruthenischer Soldat spielte Ziehharmonika und sang Volkslieder. Das Abendessen wurde in der Offiziersmesse eingenommen, wo wir zu achtunddreißig Mann in einem großen Zelt an drei Tischen saßen und direkt aus einem Küchenwagen das gewöhnliche Essen der Soldaten verzehrten, das beste, das man bekommen kann. Als ich in meine Hütte zurückkehrte, brannte eine Lampe an der Decke, und bei ihrem Schein krochen wir „ins Bett".

Am folgenden Morgen nach 6 rührte sich etwas im Zimmer. Da stand der alte Ulean Skarpan und machte Feuer auf dem Herd, schob trockene Scheite unter die eiserne Kanne mit dem Teewasser, während der immer vorsorgliche Hauptmann Weiser hart-

gekochte Eier, Brot und Kuchen auftischte. Unsere Hütte lag dicht am Grabenrand der Straße, auf der die ganze Nacht über ununterbrochen Truppen und Train vorübergezogen waren, so daß der Staub durch das offene Fenster hereindrang.

Als ich heraustrat, dauerte der Vorübermarsch immer noch an. Da kommen Offiziere zu Pferde, hinter ihnen Erkundungsreiter und Pferdeburschen — aha, da sind auch meine Freunde von gestern abend. Ich winke Abschiedsgrüße und wünsche ihnen Glück zum Vormarsch auf den Spuren der geschlagenen Russen. Dann kommen in Staub gehüllt neue Schwadronen im Schritt, und es kommen gewaltige Rinderherden, gesprenkelte und braune, und die großen, hellgrauen Rinder der ungarischen Steppe mit den gewaltigen, weißlichen Hörnern feierlich und würdig dahergezogen, wie ägyptische Opferstiere zu einem Tempelfest.

Vergeblich warten wir darauf, daß eine Lücke uns ermöglichen soll, auf dem schmalen Wege durchs Tal zurück nach Gorlice zu fahren. Wir machen einen Versuch, als der Zug sich lichtet, sind aber nicht weit gekommen, als schon neue unübersehbare Scharen sichtbar werden. Wir tuten und stöhnen, aber der Weg wird dadurch nicht breiter. Hier und da erhalten wir einen Stoß von vorüberfahrenden Wagen. Da ist ein Ulan auf einem scheugewordenen Pferde, das sich auf die Hinterbeine stellt; aber der Reiter ist gewandt wie ein Akrobat, wirft sich rechtzeitig auf die richtige Seite und so geschickt, daß er auf die Füße zu stehen kommt. Die kleinen galizischen „Konniki" werden beim Anblick solcher Ungeheuer wie Automobile unruhig, gehen durch, springen über die Deichselstange, bäumen und verwickeln sich in Riemen und Zügel, und so geht es Schritt für Schritt weiter.

Endlich eine breite Lücke. O nein! Eine Trainkolonne, die auf einer Wiese biwakierte, hat eben den Befehl zum Aufbruch erhalten und füllt wieder die ganze Straßenbreite. Wir drängen uns an der Wiese vorüber und haben eine Weile freie Bahn. Dann kommen ein paar Nachzüglerwagen in starkem Trab, dann

eine Schwadron Dragoner und dann — kein Mann mehr, nicht ein einziges lebendes Wesen: die Straße ist wie tot!

Wir hielten eine Weile an der Stelle im Tal, die noch unheimliche Spuren von dem Schreckenstag des 2. Mai trug, als Truppen der Armee Mackensen hier in die erste Verteidigungslinie der Russen eindrangen und damit die energische Offensive eröffneten, die in ihrer Fortsetzung dazu führte, daß die Russen nicht nur aus Galizien hinausgeworfen, sondern auch aus dem eigentlichen Polen hinausmanövriert wurden. Das Sękowatal war lange Zeit die Grenze zwischen den beiden feindlichen Linien. In der Nacht auf den 2. Mai waren drei bayerische Regimenter im Schutz der Dunkelheit über die Höhen auf der südwestlichen Seite bis zu dem Bach vorgedrungen, an dessen nordöstlichem Ufer sie sich eingegraben hatten. Am 2. Mai 6 Uhr vormittags hatte die schwere Artillerie ihre letzte Vorbereitungsarbeit begonnen und ohne Unterbrechung bis 10 Uhr vormittags gedonnert. Die russischen Feldbefestigungen wurden zerbröckelt. Punkt 10 Uhr begannen die bayerischen Sturmkolonnen den Angriff, und in 20 Minuten war die erste russische Verteidigungslinie genommen. Eine Stunde später wurde die Hauptstellung gestürmt, und als dann auch die Reservestellung genommen war, brach die Widerstandskraft des Feindes zusammen. Die Angreifer hatten 1200 Mann verloren.

Sonntag den 2. Mai war dieses blutige Siegesfest gefeiert worden. Jetzt am Donnerstag, 6. Mai, ging ich die Spuren der Bayern hinauf. Der Weg war mit Granatlöchern, Bajonetten, Patronenhülsen und Fetzen übersät. Ein junger bayerischer Soldat lag, seinen Suppennapf neben sich, auf dem Rücken; in einem tiefen Sprengtrichter lag ein anderer mit aufwärts gerichtetem Gesicht.

Einen ergreifenden Anblick bot die russische Hauptstellung. Im Schützengraben lagen die Toten so dicht, daß man vor Leichen nicht vorwärtskommen konnte. Die Gefallenen nahmen alle möglichen Stellungen ein, lagen auf dem Rücken, auf dem Bauch,

auf der Seite und zusammengekauert. Abgerissene Arme und Beine, ein Rumpf ohne Kopf, ein Kopf ohne Hirnschale. Aber was bedeutet das Entsetzen auf den Spuren des Kampfes gegenüber dem glühenden Eisenregen selbst! Dazu der moralische Druck, der auf alle Lebensfunktionen zurückwirkt: der Wille verliert die Herrschaft über den Körper, der Verstand wird gelähmt und umnachtet — weniger vielleicht aus Angst vor dem Tod als durch die entsetzliche Gewißheit, daß er die Gedanken nicht so rasch zu entwickeln vermag, als die feindlichen Granaten beginnende Berechnungen vernichten. Wenn ein Bajonettangriff nach eintägigem Feuer dieser Art einsetzt, geht er über Menschentrümmer in doppelter Bedeutung hinweg.

Die Feldbefestigungen waren, wie gewöhnlich bei den Russen, gut und gewissenhaft angelegt. Vor den Schützengräben zogen sich Stacheldrahtnetze hin und mehrfache Reihen von „spanischen Reitern". An einer zusammengeschossenen Stelle lagen vier Russen auf einem Haufen. Die Falten ihrer graubraunen Mäntel warfen im Sonnenschein scharfe Schatten. Zwei von ihnen lagen auf den Knien, der eine hatte den Arm auf die Schulter des andern gelegt, die unbedeckten, kurzgeschorenen Köpfe lagen dicht beieinander. Es war, als hätten sie an einem Sonntagmorgen gemeinsam vor einem Heiligenbild gekniet und ihr Gebet verrichtet. Der mit Leichen gefüllte Graben erstreckte sich bis zum Wald auf dem Bergrücken hinauf, wo die Fichten wie Zypressen auf einem Kirchhof standen.

Es war still und feierlich. Wir sprachen flüsternd, und jeder ging am liebsten für sich, um nicht reden zu müssen. Und was sollte man auch sagen! Alle, die hier lagen, waren Opfer einer Politik, die sie gegen ihren Willen in ein Land getrieben hatte, das nicht das ihre war; sie waren verjagt oder getötet worden bei dem Versuch, ihrem Befehl zu gehorchen und ihren Raub zu behalten. Es war den Russen hier nicht besser gegangen als in Ostpreußen. Aus dem Wege, Moskowiter!

„Aber", rufen die Ententefreunde in den neutralen Ländern, „die Deutschen haben in Belgien ebenso gehandelt!" Weit ge-

fehlt! Hätten die Deutschen nicht Belgien besetzt, so wären die Westmächte ihnen zuvorgekommen. Es handelte sich bloß darum, wer zuerst kam, und Deutschland hatte keinen Anlaß, aus Höflichkeit den andern den Vortritt zu lassen! Für Deutschland war es ein Kampf auf Leben und Tod. Wer aber wagt zu behaupten, daß der Besitz Ostpreußens und Galiziens eine Lebensfrage für Rußland ist? Die russischen Einfälle waren reine, unverfälschte Eroberungspolitik, nichts anderes. Diese Wahrheit haben selbst die Schreiber der Ententepresse indirekt anerkannt, denn sie behaupten, Rußlands Stärke und seine strategischen Vorteile nähmen zu, je weiter die russischen Armeen sich in der Richtung auf Petersburg und Kiew zurückzögen! Ich gebe zu, daß diese Schreiber Narren sind. Wenn sie aber an ihrer Behauptung festhalten, dann müssen sie aufhören, die russische Eroberung Ostpreußens und Galiziens zu preisen.

27. Mackensen.

Am zweiten Osterfeiertag stand ich auf der Anhöhe über Gorlice. „Vorgestern zogen sie ihrer Wege," erzählte mir ein alter Jude, „und aus vielen Dörfern nahmen sie die Einwohner mit, da angeblich die Juden österreichische Spione gewesen seien."

Ein toter Russe lag in einem Straßengraben; weiterhin standen ein paar eroberte Kanonen. Lange Reihen von Wagen mit schwerverwundeten Russen, Deutschen, Österreichern und Ungarn zogen nach Westen. Ein paar russische Verwundete, die die Erschütterungen der Transportwagen nicht vertrugen, wurden auf Bahren getragen. Lange Pontonkolonnen rollten nach Osten, jedes Ponton von sechs Pferden gezogen.

In dem kleinen Dorfe Trzcinica trennte mich bloß eine Anhöhe von dem Punkt der Landstraße, von dem aus man im Nordosten die russischen Stellungen auf den Anhöhen am rechten Ufer der Wisloka nördlich von der kleinen Stadt Jaslo sehen konnte. Der Chef einer österreichischen Infanteriedivision, General Kestranek, der hier sein Quartier hatte, aber gerade dabei war, nach Osten

aufzubrechen, versicherte, ich könne ruhig bis dahin fahren, wo die Straße über den Ropafluß gehe, ganz nahe bei Jaslo, das am Morgen von den Russen geräumt worden war. Die österreichischen Truppen hatten den Platz um 11 Uhr besetzt. Bei Trzcinica wurde gerade eine deutsche 21-cm-Mörser-Batterie aufgeprotzt, die weiter vorrücken sollte, während eine andere, nördlich von der Landstraße aufgestellte Batterie in ununterbrochener Tätigkeit war.

Langsam fuhr ich die Allee weiter, bis ich an die kleine, offene Ebene kam, wo Wisloka und Ropa zusammenfließen. Hier sah ich im Nordosten einige Kilometer entfernt die Anhöhen, die noch von der russischen Nachhut, vielleicht kaum einem Regiment, gehalten wurden. Die Landstraßenbrücke über die Ropa, die die Russen vor einigen Stunden angezündet hatten, stand noch in hellen Flammen. Schwarze Rauchwolken lagen auf dem Fluß, und auf der Oberfläche des Wassers umzischte das Feuer verkohlte und glühende Balken. Die Eisenbahnbrücke war nur nachlässig gesprengt. Eine Pontonbrücke war schon geschlagen, auf der die Infanterie übersetzen konnte, während der Train weiter oben eine Furt benutzte. Pioniere waren gerade mit ihrem gewaltigen Material angelangt und hatten ihre Arbeit begonnen. Es wurde gesägt, gehackt und gehämmert; in ein paar Stunden sollte die neue Landstraßenbrücke fertig sein und etwas später die Eisenbahnbrücke. Generaloberst von Mackensen wollte dem Feinde keine Ruhe gönnen. Es galt, den russischen Heeren, die südlich und südwestlich vom Duklapaß gestanden hatten, den Rückzug abzuschneiden. Die Verfolgung wurde daher mit unerhörter Energie betrieben. Die Russen zogen sich wie gewöhnlich mit großer Geschicklichkeit zurück, von einer ziemlich schwachen Nachhut gedeckt, die sich mit außerordentlicher Zähigkeit in jedem irgendwie zur Verteidigung geeigneten Abschnitt festsetzte. Diese zurückgelassenen Truppen waren dem Untergang geweiht; aber was bedeutete das, wenn damit das Wichtigste, die Selbständigkeit der Armeebewegungen im Großen, erkauft werden konnte? Die Russen haben Menschen genug, wenn es auch an Soldaten zu mangeln beginnt.

Meine Rückfahrt nach Westen war nicht leicht. Unaufhaltsam kamen Truppen zu Fuß und zu Pferde heran. Der übliche Reichtum an fesselnden Kriegsbildern: vor allem massive deutsche Munitionswagen, die jetzt oft von belgischen Pferden gezogen wurden; dann elegante österreichische Batterien mit prächtigen ungarischen Pferden; und immer neue Kolonnen russischer Gefangenen, die ihre Gewehre trugen oder Maschinengewehre zogen; denn die lassen sie nicht im Stich, da sie wissen, daß sie dafür ehrlich bezahlt werden.

In Neu Sandec meldete ich mich beim Stabschef der ... deutschen Armee, Oberst von Seeckt, und wurde unmittelbar darauf beim Armeechef selbst, dem Generaloberſten von Mackensen, vorgelassen, einem Mann, dessen äußere und innere Eigenschaften einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen. Er ist schlank und sehnig, hat tiefliegende Augen, und Haar und Schnurrbart sind grau. Gestalt und Haltung verraten Tatkraft, Zielbewußtsein und einen Willen, der vor keinem Hindernis zurückschreckt. Er hat den wunderbarsten durchdringenden Blick, aber wenn man mit ihm spricht, verbreitet sich über sein Gesicht ein Schein heller Freundlichkeit. Wir hatten uns vor einigen Jahren einmal in Danzig getroffen und damals nicht geahnt, daß wir uns unter so außerordentlichen Verhältnissen in Galizien wiedersehen würden!

In kurzen, kräftigen Sätzen orientierte er mich über die jetzige Stellung und gab zu verstehen, daß nicht eher haltgemacht werden solle, als bis der letzte Russe über die Grenze geworfen sei. Bei einem späteren Zusammensein in Jaroslau erzählte mir der große General einiges aus seiner merkwürdigen Lebensgeschichte.

Seinen Familiennamen hat Anton Ludwig Friedrich August von Mackensen nach dem Dorf Mackenhausen, nicht weit vom Harz und von Göttingen. Sein Vater hatte ihn zum Landwirt bestimmt. Als der 70er Krieg ausbrach, zog der 21jährige Jüngling, der gerade als Einjährig-Freiwilliger beim 2. Leibhusarenregiment diente, ins Feld und gewann dort die besondere Freundschaft seines Regimentschefs. Nach dem Krieg hielt der Vater an seinem

Wunsche fest und nahm dem Sohn das Versprechen ab, sich an der Universität Halle auf den Beruf des Landwirts vorzubereiten. Gleichzeitig aber ließ sich auch der Regimentschef von dem Reserveleutnant Mackensen versprechen, Soldat zu bleiben! Drei Semester lang studierte der künftige Sieger nun an der Universität Landwirtschaft, zugleich aber auch Kriegsgeschichte. So erfüllte er den Wunsch des Vaters, und als dieser zufriedengestellt war, wandte er sich für immer dem militärischen Berufe zu und hielt damit auch dem Regimentschef Wort. Mackensen ist merkwürdigerweise niemals auf einer Schule zur Ausbildung von Offizieren gewesen. Dennoch wurde er in den Großen Generalstab berufen, in den er, nachdem er zwei Jahre als Aspirant Dienst getan, 1882 als Hauptmann eintrat und bis 1884 blieb. Seit 1891 war er Adjutant beim Generalstabschef Grafen von Schlieffen II und Flügeladjutant des Kaisers. 1894 wurde Oberstleutnant Mackensen Chef des berühmten 1. Leibhusarenregiments, der Totenkopfhusaren; dann erhielt er eine Kavalleriebrigade, wurde 1903 Chef der 36. Infanteriedivision und schließlich 1908 Oberbefehlshaber des XVII. Armeekorps.

Als Schüler hatte Mackensen Daniels Lehrbuch der Geographie studiert und trotz des halben Jahrhunderts, das seitdem vergangen war, eine Stelle daraus in besonders lebhafter Erinnerung behalten, die zwei Zeilen: „Das Terrain auf dem Platz, wo Przemysl erstanden, scheint von der Natur zur Anlage einer Festung bestimmt zu sein.“ Schon damals war ihm, wie er mir erzählte, diese Bemerkung aufgefallen; aber wie hätte sich der junge Mann je träumen lassen können, daß die Eroberung dieser Festung gerade ihm zufallen sollte!

Mackensen ist Kriegshistoriker. Nun aber macht er selbst glänzende Kriegsgeschichte, und in Zukunft wird seine Kunst in Hunderten von Schriften erforscht werden. Ich muß bei ihm immer wieder an die klugen Worte des großen Gustav Adolf denken: „Ich will auch denen, die Heerführer zu werden hoffen, fleißiges Studium aufs dringlichste empfehlen. Durch Studium

erhält man eine Kenntnis der Geschichte, die ein Licht zum rechten Verständnis und eine Lehrmeisterin des gemeinen Lebens ist. Da sieht man, wie andere Heerführer ihre Aufgaben durchgeführt haben, und durch welch kluge Anschläge, verständigen Rat, tapfere Mannhaftigkeit die vergangenen Kriege Ehre brachten, wie auch, worin ihre Fehler bestanden haben. Mit der Zeit kann man auch Erfahrung erwerben, die der andere Weg zur Wissenschaft ist, aber ein sehr mühseliger: denn wer allein durch Erfahrung zum rechten Verständnis gelangen will, der braucht dazu lange Zeit und kann erst auf seine alten Tage zum Heerführer verständig genug werden. Dann aber fehlt wieder sehr oft Gesundheit, Lust und Vermögen. Obendrein pflegt das Alter ein schwaches Gedächtnis mit sich zu führen. Daher geschieht es oft, daß er niemals zu solcher Ehre kommen kann, und wenn das Glück ihm dazu verhilft, dann selten zur rechten Zeit. Also kann es wohl einigen geschehen, daß sie darin exzellieren, doch nur wenigen. Deshalb ist es am ratsamsten, auf das Studium, das heutzutage bei den meisten Kriegsleuten verachtet wird, fleißig achtzuhaben. Denn wenn die Wissenschaft da ihren Anfang nimmt und dann mit der Erfahrung und dem Gebrauch gefestigt und ausgebaut wird, dann kann ein Mann bald zur Vollkommenheit in Kriegssachen, wie in andern Künsten gelangen."

28. Kaiser Wilhelm im österreichischen Hauptquartier.

Als ich von Neu Sandec zurückgekehrt war, erfuhr ich, daß Kaiser Wilhelm am Abend für ein paar Stunden zum Erzherzog Friedrich zu Besuch kommen werde, und daß die österreichisch-ungarischen Minister Baron Burian und Graf Tisza, der Reichskanzler von Bethmann Hollweg und General von Falkenhayn gleichfalls erwartet würden. Man brauchte nicht besonders scharfsinnig zu sein, um zu begreifen, daß es sich um eine Konferenz von welthistorischer Bedeutung handelte.

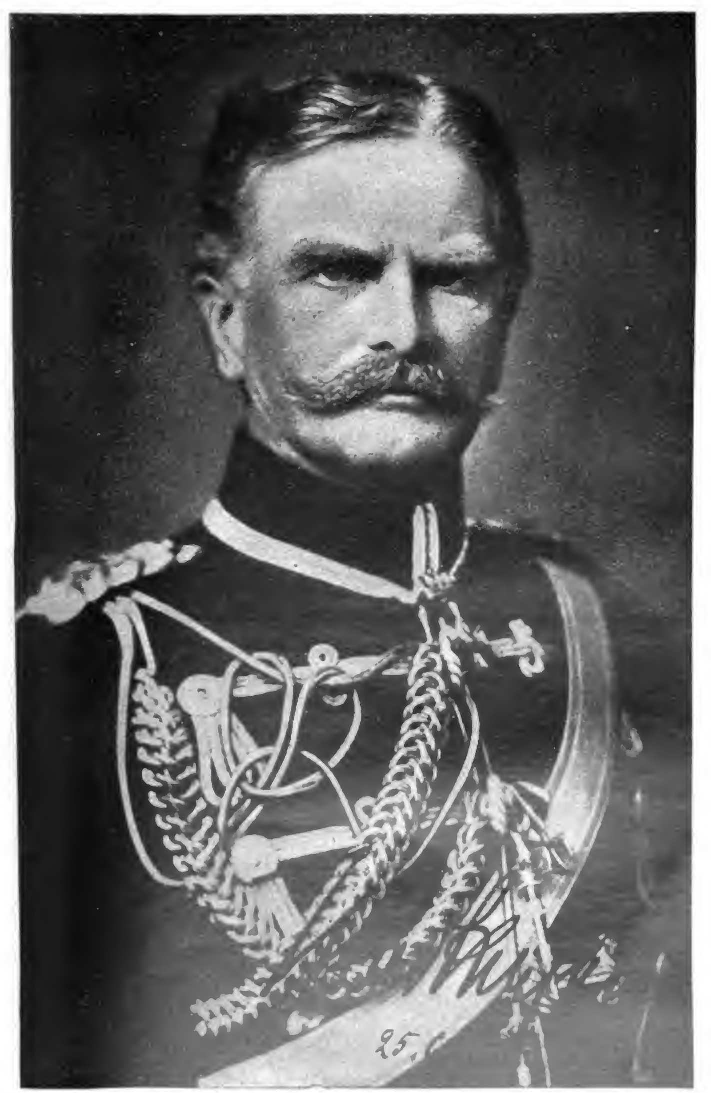
Der Kaiser sollte 1/2 11 Uhr im Sonderzug abfahren. Nach dem Abendessen in der Offiziersmenage gingen Graf T... und

ich auf den Bahnhof. Eine Masse Leute war unterwegs. Die ganze Stadt war trotz der späten Stunde beflaggt. Auf dem Bahnsteig stand eine Ehrenkompagnie mit Trommlern auf dem rechten Flügel, auf dem linken der Bürgermeister, ein Bezirkshauptmann und ein paar Eisenbahnbeamte. Im übrigen war kein lebendes Wesen zu sehen. Kurz vor der festgesetzten Zeit kam mein verehrter Freund und halber Landsmann Admiral von Müller. Wir plauderten eine Weile, bis der Zeiger auf ½11 stand. Da hörten wir draußen ein Hornsignal, und „das Spiel wurde gerührt". Die Kompagnie schulterte das Gewehr.

Am rechten Flügel erschien der Kaiser, von acht Herren begleitet. Mit ruhigen, gemessenen Schritten ging er die Front ab, die ganze Zeit grüßend. Er erkannte mich, trat an mich heran, drückte mir kräftig die Hand und begann von den Ereignissen der letzten Zeit und dem gewaltigen Durchbruch am 2. Mai zu reden. Als er hörte, daß ich eben von Jaslo zurückgekommen sei, fragte er, wie es dort aussähe und was ich im übrigen erlebt hätte. Ich erzählte von Ostpreußen und der herrlichen Karpathenfahrt. Wir berührten auch einige politische Probleme, die mit dem Krieg in Zusammenhang standen. Schließlich wünschte er mir eine glückliche Reise und ein herzliches „Auf Wiedersehen!"

Wer etwa glaubt, der Kaiser sei durch die Gerüchte, die aus Rom kamen, niedergedrückt gewesen, der täuscht sich gewaltig! Er war brillanter Laune, voll Hoffnung und Zuversicht, und lachte und scherzte. Einmal rief er: „Das macht nichts, wir werden doch schließlich siegen! Germanische Kultur ist nicht zum Untergang verurteilt, darf und wird nicht untergehen. Wir kämpfen für hohe Ideale."

Dann schritt der Kaiser auf seinen hell erleuchteten Salonwagen zu. Der ganze Zug bestand aus acht Wagen; jeder Herr des Gefolges hatte seine eigene rollende Wohnung. Schnell und leicht stieg Seine Majestät ein und schlug die Tür hinter sich ins Schloß. Er war in seinem Salon ganz allein und nahm an dem offenen Fenster Platz, unbeweglich, aufrecht, die Hand zum Gruß erhoben. Unmittelbar darauf setzte sich der Zug in Bewegung.



Mackensen.



Przemyśl, Fort Nr. 10a.

Solange der noch sichtbar war, stand der Kaiser am offenen Fenster, allein mit seinen Gedanken; was er aber auch gedacht haben mag, man kann sicher sein, daß es große und edle Gedanken waren.

Bald war der Zug verschwunden, Kaiser Wilhelm war wieder auf dem Weg zu seinen siegreichen Truppen.

Nun brütete die Nacht über der Erde, aber in einigen Stunden sollte ein Tag anbrechen, der die geduldigen Männer der Schützengräben dem Sieg und dem Frieden einen Schritt näherbrachte. Ja, Dunkel lag auf der Erde. Aber es wird wohl einmal Tag, wenn die Wahrheit in diesem Krieg zum allgemeinen Eigentum wird und die Ritter der Lüge am Pranger stehen, die eigenen Worte auf die Stirn gebrannt!

29. Der Fall von Jaroslau.

Am 16. Mai, früh ½6 Uhr, hatten die Russen Jaroslau auf dem linken Ufer des San geräumt. Eine halbe Stunde später waren die ersten deutschen Abteilungen eingerückt. Aber der Feind hielt sich noch in seinen vorbereiteten Stellungen auf dem Ostufer des San und belegte einige Teile der Stadt mit lebhaftem Feuer.

General von P.......... hatte die Liebenswürdigkeit, mich aufzufordern, mit nach Jaroslau hineinzukommen. Der General fuhr mit einem Adjutanten und seinem Sohn; ich folgte ihm auf dem Fuße.

Über uns hinweg schwebten einige deutsche Flieger nach Osten. Nördlich von der Straße sah man brennende Dörfer, deren Rauchsäulen der Wind schräg aufwärts trieb. Zerschossene Schutzwehren, zerrissene Stacheldrahtnetze, umgeworfene Telegraphenstangen und Leichen bezeichneten den Rückzug der Russen. Über das gestern umstrittene Kampffeld marschierten nun preußische Bataillone, rollten deutsche Kanonenwagen.

An der Stadtgrenze geplünderte Häuser mit zerschlagenen Fensterscheiben. Eine lange Artilleriekolonne fährt Feldhaubitzen nach Osten. Auf den Fußsteigen Pferdekadaver. Lange Karawanen berittener österreichischer Maschinengewehrabteilungen zwängen sich durch, wo

es irgend Platz gibt. Es ist ein unerhörtes Gedränge. Der Lärm hallt von den Häusern wider. Die Zivilisten, die dageblieben sind, besonders Juden, kommen aus den Häusern und gaffen. Viele von ihnen schreien Hurra, wenn unsere Offiziersautomobile vorüberfahren, fast alle grüßen. Der Rathausplatz wimmelt von Menschen.

Der General fuhr quer durch die Stadt und hielt erst an ihrer Ostgrenze nahe dem San. Dort steht die schöne katholische Kirche, etwas rechts von ihr das Pfarrhaus, ein Steinhaus mit zwei Stockwerken. Wir traten ein. In den Zimmern war alles zerschlagen und durcheinandergeworfen. Oben hatte man von einem mit eisernem Geländer versehenen Balkon eine prächtige Aussicht über den San und seine Ufer. Rechts von uns lagen Fährkoppeln bereit, deutsche Truppen über den Strom zu setzen. Ein Kugelregen ging auf sie nieder. Weiter weg im Südosten war ein ungarisches Korps unter General A.. gleichfalls dabei, den San zu überschreiten.

Wir standen ziemlich lange auf dem Balkon. In unserer Gruppe befanden sich vier Generale, und es hätte sich wohl für die Russen gelohnt, uns als Ziel einer Granate zu nehmen. Aber es schlugen nur selten Gewehrkugeln neben uns in die Mauer ein. In einem weißen Hause uns gegenüber, etwa 1400 Meter entfernt, schien ein Maschinengewehr, vielleicht ein paar aufgestellt zu sein. Deswegen wurde an der Nordmauer des Pfarrhauses ein Feldgeschütz in Stellung gebracht und gab nach wenigen Minuten so kräftig Feuer, daß schon beim ersten Schuß die meisten Fenster im Hause klirrend in Stücke gingen; die übrigen sprangen bei den späteren Schüssen. Bei jedem Treffer stieg aus dem weißen Haus eine Wolke von Kalkstaub in die Höhe, und bald waren seine Mauern zusammengeschossen. Wir konnten jeden Augenblick Granaten über uns haben. Der Feind mußte deutlich den Feuerschein an der Mündung des Geschützes sehen. Aber es kamen keine Granaten, und unsere Kanone wurde, nachdem sie drüben aufgeräumt hatte, etwas weiter nach links gerichtet, wo der Schornstein einer Ziegelei in die Höhe ragte und sich in einer

Öffnung jemand bewegte. Die Granaten schlugen am Fuß des Schornsteins ein; da man für selbstverständlich hielt, daß der Beobachter auf einem so gefährlichen Platz sofort seiner Wege gegangen sei, stellte man dann die Beschießung ein.

General von P.......... kehrte nach W....... zurück, ich aber blieb noch ein paar Stunden. Es war zu interessant, gerade jetzt die Straßen Jaroslaus zu durchwandern, die Leute zu beobachten, mit den Juden, die alle Deutsch verstanden, zu sprechen und zuzusehen, wie der Train neue Munition heranschaffte. Zusammen mit Rittmeister von H..... und dem Divisionspastor Schenk, den ich in Hamelincourt in Frankreich gesehen hatte, ging ich in ein Café, dessen große Fensterscheiben am Morgen von russischen Gewehrkolben eingeschlagen worden waren. Das Innere war bereits wieder in Ordnung gebracht, und man konnte Tee mit Gebäck bekommen. Durch die zersplitterten Fenster sah und hörte man das brausende Leben draußen. Eben marschierte ein Grenadierregiment, die Fahne im Lederfutteral, vorüber. An der Spitze ritt Oberst von W.......

Über klirrende Glasscherben wanderten wir durch die Straßen der Stadt und fuhren dann nach W....... zurück. Dort wartete man auf Verbindung mit dem Armeeoberkommando.

Um 5 Uhr kam der Befehl zum Aufbruch. Wir fuhren also wieder in die Stadt zurück. An ihrer Grenze war jetzt eine 21-cm-Batterie aufgestellt und schickte ihre schweren Granaten im Bogen über die Stadt nach dem feindlichen Ufer hinüber. Das Gedränge war jetzt noch schlimmer als am Morgen, und es ging zwischen Wagen, Reitern und Truppen nur langsam vorwärts. Die Automobile mußten auf den Fußsteig hinauffahren, um den Verkehr nicht zu hindern, dann schleunigst verschwinden. Der Kanonendonner weckte zwischen den Häusern vielfaches Echo, und das scharrende Tack-tack-tack der Maschinengewehre schien in nächster Nähe zu sein. Waren vielleicht Straßenkämpfe im Gange? Nein, Jaroslau war ja geräumt. Zuweilen klang es, als beschösse man die Nachbarhöfe.

Ich eilte auf den Rathausplatz und ging mit Graf H.........
auf den Rathausturm hinauf. Das Feuer der deutschen Artillerie wurde von seinem offenen, mit eisernem Geländer versehenen Balkon geleitet. Dort stand General von P.........., und Artillerieoffiziere saßen an ihren Scherenfernrohren. Schon unten auf der Treppe hörte man ihre kurzen, kräftigen Kommandorufe an die Telephonisten im Turmzimmer. Niemand kümmerte sich um die Gewehrkugeln, die von Zeit zu Zeit gegen die Mauer klatschten. Ein paar Ordonnanzen waren immer bereit, Befehle entgegenzunehmen. Mit besonderer Erlaubnis nahm auch ich da oben Platz, trotzdem es eng herging.

Ein wunderlicher Anblick! Unter uns die nächsten Krümmungen des San, seine Ufer und Waldungen; im Osten die russischen Stellungen, anscheinend ganz nahe, in Wirklichkeit aber 1½ bis 2 Kilometer entfernt. Durchs Fernrohr sah man genau, wie die Deutschen bei der Flußbiegung südlich von Garbarze in ihren Pontons über den Fluß setzten, trotz heftigen russischen Infanteriefeuers, und trotzdem die Geschosse der feindlichen Artillerie zuweilen wie dichte Hagelschauer über sie niedergingen. Man hörte ein Knistern wie von Kastanien im Feuer, und die Totenuhr der Maschinengewehre tickte schrill. Die Pioniere verloren wohl manchen tapferen Soldaten, aber sie ließen sich keinen Augenblick aufhalten. Der Fluß durfte kein Hindernis bilden. Generaloberst von Mackensen hatte befohlen, den Russen keinen Augenblick Rast oder Ruhe zu schenken. Der Feind durfte keine Zeit gewinnen, seine geborstenen Armeen wieder zu sammeln. Dabei hatten die deutschen Truppen selbst ebensowenig wie Österreicher und Ungarn Rast oder Ruhe. Am Tage marschierten sie, nachts stürmten sie. Auch an andern Punkten des San setzten die Deutschen über; lange, graue Marschkolonnen bewegten sich am westlichen Ufer nach Süden. Weiter im Südosten, aber außer Sehweite, überschritten die Österreicher ebenfalls den Fluß. Man hörte bloß den Kanonendonner und sah die Granaten einschlagen.

Die Sonne war untergegangen; es war gegen 8 Uhr. Im

Norden stand der Ort Misztale, kaum 2 Kilometer entfernt, in Flammen. Wie rote Fahnen flackerte die Lohe über Gehöften und mit trockenem Heu gefüllten Scheunen. Rings um das brennende Dorf war die ganze Gegend erleuchtet, und über der Feuersbrunst stand eine Rauchwolke wie eine Pinie. Eine wunderbare Stimmung, da oben auf dem Rathausturm! Der Krieg breitete sich zu unsern Füßen in all seinem fürchterlichen Glanze aus. Der Reiter auf dem roten Pferde hatte an diesem Tage viel zu tun.

Als ich spät abends in meinem Hotel war, hallte plötzlich von den Mauern ein furchtbares Gewehrfeuer wider; ihm folgte das Krachen explodierender Granaten. Die Russen schienen in einem nächtlichen Gegenangriff die Stadt wieder nehmen zu wollen! Die Straße lag dunkel und verlassen. Keine einzige Laterne brannte, und in den meisten Häusern war das Licht gelöscht. Die ganze Zivilbevölkerung blieb in den Häusern. Der Wunsch der Bürger, die Stadt zur Feier der Befreiung illuminieren zu dürfen, hatte natürlich nicht erlaubt werden können.

Ich ging mit Graf Hoyos die Straße nach dem Rathausplatz hinunter. Zuweilen pfiff es um unsere Ohren von verirrten Kugeln. In der Nähe des Pfarrhauses hörten wir in einer Gasse ein Summen, das näher kam: eine Abteilung Infanterie, die nach dem San hinuntermarschierte, um übergesetzt zu werden. Die Leute verhielten sich still wie Geister, nur ihre Schritte hallten; man durfte nicht durch Gesang oder lautes Reden dem Feinde verraten, daß Truppen durch die Stadt zogen. Und der Feind war nahe, in der Nacht näher als bei Tageslicht. Die lange Schar zog vorüber, und das Summen entfernte sich nach dem Fluß hinunter.

Einmal leuchtete der Scheinwerfer eines Automobils auf, aber das Auto verschwand, und die Finsternis wurde undurchdringlicher als zuvor. Eine Gendarmeriepatrouille ritt heran. Der Boden zitterte unter dem Donner der Kanonen. Immer wieder hörten wir das Pfeifen in der Luft, bald näher, bald weiter entfernt. Im Pfarrhaus war das Erdgeschoß erleuchtet. Wir gingen auf seinen Treppenabsatz hinauf, dessen Fenster nach Osten lagen.

Am Himmel blitzte es wie Wetterleuchten. Das war das Feuer der russischen Kanonen. Die deutschen Geschosse gingen über uns hinweg, und wir sahen sie einschlagen. Lange betrachteten wir das prachtvolle Schauspiel. Nah und fern hörte man das Rollen von Fuhrwerken und ab und zu das Heulen eines Hundes. Eine Sternschnuppe! Nein, es ist ein Schrapnell, unangenehm nahe. Im Schein der Sterne gingen wir durch die schlafende Stadt nach Hause. Nur Soldaten und Kanonen schliefen nicht. So endete der Tag, an dem Jaroslau fiel.

30. Die Ernte des Schlachtfeldes.

Am 18. Mai hatten die Russen ihre Stellungen am San verlassen und sich ein Stück weiter nach Osten zurückgezogen. Hoyos und ich fuhren deshalb über den Fluß, um die Wirkungen des schweren Feuers zu sehen, das wir vom Turm aus beobachtet hatten. Gleich hinter dem Dorfe Koniaczów hatten sich die Deutschen in neuen Feldbefestigungen festgesetzt. Die kleine Stadt Radymno im Süden, auf der linken Seite des San, wurde noch hartnäckig von den Russen verteidigt. Dort kämpften ein ungarisches Armeekorps und andere österreichisch-ungarische Truppen. Um deren Vordringen gegen Przemysl solange als möglich zu hindern, mußte die Leitung der russischen Verteidigung, in der Hauptsache General Radko Dimitriew, der Bulgare, sich am linken Ufer des San halten, der zwischen der genannten Festung und Jaroslau eine beträchtliche Krümmung nach Osten macht.

Von Koniaczów begaben wir uns nach der Ziegelei, gegen deren jetzt zusammengeschossene Esse die Kanone am Pfarrhaus vorgestern ihr Feuer gerichtet hatte. Man hatte gestern einen Offizier dort hinaufsteigen sehen; mehrere Reitpferde hatten unten gestanden. Eine Granate war zwischen ihnen eingeschlagen, und bald darauf wurde der Schornstein ein Stück oberhalb seiner Basis getroffen und stürzte zusammen. Als wir jetzt den Trümmerhaufen erreichten, waren die Toten bereits begraben. Nur ein Soldat lag noch da, und ein paar zivile Hyänen durchsuchten seine Taschen nach Geld.

Im Nordosten rückten zerstreute preußische Schützenlinien im Schutz ihres eigenen Artilleriefeuers im Sturmschritt vor. In einemfort schlugen Granaten in die zurückweichenden Russen und in ihre neuen Feldbefestigungen am Waldrand im Osten ein. Eine 21-cm-Mörser-Batterie stand unmittelbar westlich von Koniaczów. Ich sah, wie unter ihrem Feuer die letzten Russen ihre zusammengeschossenen Verteidigungsstellungen aufgaben und zwischen den Bäumen verschwanden — immerfort von den unermüdlichen Deutschen verfolgt.

Im Straßengraben lag halb aufgerichtet ein blonder, vollbärtiger Soldat, den Kopf auf dem Grabenrand; er schien zu schlafen. Aber das Gerassel der Trainfuhrwerke vermochte ihn nicht mehr zu wecken: er war tot.

Dann kamen wir an einen Schützengraben, den wir vom Rathaus aus unter mörderischem Feuer gesehen hatten. In einer feuchten Bodensenkung lag ein russischer Soldat, der sich in der Todesqual von einer Seite auf die andere geworfen und Abdrücke seines Rückens und seiner Ellbogen in dem weichen Lehm hinterlassen hatte. An einem Zaun hatte eine ganze Schützenlinie ihr Schicksal erreicht. Einige Leute hatten noch immer dieselbe liegende Stellung wie während des Kampfes, aber das Gesicht war schwer auf den Arm gesenkt, die Nase platt gedrückt, Lippen und Mund verzogen. Andere waren in dem Augenblick gefallen, als sie zum Angriff aufspringen wollten; sie lagen auf dem Rücken, den erloschenen Blick zum Himmel gerichtet, der kein Erbarmen mit ihnen gehabt hatte und dessen Sonne jetzt Frühjahrswärme auf sie herabströmte.

Einer der Gefallenen hatte einige geöffnete Briefe neben sich liegen. Ich beugte mich über ihn, um die Briefe aufzuheben, als plötzlich der Mann die Augen aufschlug und mich ansah.

„Wie geht es dir?“ fragte ich.

„Nitschewo! Eine Kugel hat mir das rechte Bein zerschmettert, und ich kann mich nicht von der Stelle rühren.“

„Hast du einen Wunsch?“

„Ich bin furchtbar durstig.“

„Hast du nicht auch Hunger?“

„Nein, ich habe Brot in meiner Tasche. Einige deutsche Soldaten haben mir heute morgen Schokolade und Wasser gegeben, meine Wunden verbunden und mich zurechtgelegt.“

„Wie lange hast du hier gelegen?“

„Gewiß zwei Tage. Wenn es irgend möglich ist, lassen Sie mich nicht länger hier liegen. Die Nachtkälte ist zu ertragen, aber das Schlimmste sind die Hunde, die Raben und die Fliegen. O die Hunde, die Hunde! Sie haben heute nacht an mir geleckt. Ich halte das nicht noch eine Nacht aus. Wenn ich nur unter ein Dach kommen könnte.“

„Sei ruhig, du wirst nicht mehr lange hier liegenbleiben müssen.“

Ich merkte mir die Stelle, wo er lag, und sah mich nach Hilfe um. Bald traf ich ein paar Sanitätssoldaten, die eben diesen Teil des Schlachtfeldes absuchten; sie begleiteten mich. Aus einer großen Flasche gossen sie kalten Kaffee in den Becher des Verwundeten. „Wie lange muß er noch hier liegen?“ fragte ich. „In einer Stunde wird er in einem Lazarett sein“, antworteten sie; „wir erwarten gerade eine Krankenträgerpatrouille.“ Als ich dem Russen dies übersetzt hatte, lächelte er und dankte.

Bei einigen Büschen am Rand des Grabens lag eine neue Reihe von Toten. Sie ruhten dort ganz so wie während einer Felddienstübung, wenn die Verlustflagge hochgezogen und eine Truppe für aus dem Kampf ausgeschieden erklärt worden ist. Nur einer lebte noch; er hatte den Kopf eines toten Kameraden als Kopfkissen. Ihm war eine Kugel in den Magen und auf der rechten Seite des Beckens wieder herausgedrungen; er klagte über schwere Unterleibsschmerzen und bekam bald Hilfe.

In der Nähe lag noch ein dritter Verwundeter. Als die Sanitätssoldaten ihm hatten Wasser geben wollen, hatte er sich aufgerichtet, sein Gewehr ergriffen und auf sie angelegt. Ehe wir noch darüber einig waren, wie der Mann zu behandeln sei, war er bereits tot; er lag vornüber, das Gesicht in den Händen.

Ein vierter Russe, der noch lebte, lag neben einem Dorfweg; eine mitleidige Seele hatte seinen Mantel über ein paar Stangen gehängt, um seinen Kopf so gegen die Sonnenhitze zu schützen. Dieselben Hände hatten ihm wahrscheinlich den ersten Verband um die blutige Stirn gelegt. Bei ihm fanden wir die ersehnte Krankenträgerpatrouille mit einer Schar russischer Gefangenen, die die Verwundeten in ihren eigenen Mänteln forttragen mußten. Kurz zuvor hatte der Gefallene seine Kameraden gebeten, ihn durch einen Schuß in die Stirn von seinen Qualen zu befreien. Nun beantwortete er Fragen, die man an ihn richtete, nicht mehr; er war schon auf dem Weg ins Jenseits, atmete aber noch fieberhaft schnell; die Augen waren geschlossen, die Arme hingen schlaff an den Seiten. Er war jung und bartlos. Ich half den Krankenpflegern als Dolmetsch und zeigte den Russen, wie sie den Sterbenden vorsichtig nach einem schattigen Wäldchen in der Nähe tragen sollten, wo er und die andern Verwundeten so lange gepflegt werden konnten, bis sie in ein Feldlazarett gebracht wurden.

Schließlich schlugen wir den Weg nach dem Dorfe Koniaczów oder Kognakshof, wie die Deutschen es im Scherz nannten, ein. Auf den Wiesen lag der Train der kämpfenden Truppen in zerstreuten Abteilungen, damit die Granaten, wenn sie einschlügen, nicht zuviel Menschen und Pferde auf einmal töteten. Im Nordosten des Dorfes hatte General von W....... seinen Gefechtsstand; er saß dort auf seinem Mantel im Schatten einer dichtbelaubten Weide, von seinem Stab umgeben. Kaum 40 Meter entfernt stand ein 21-cm-Mörser, spie Feuerbüschel und sandte seine gewaltigen Geschosse hinaus, die mit zischendem, durchdringendem Laut den Luftraum durchbohrten. Die Russen erwiderten das Feuer. Gleich nebenan stand ein weißes Haus, in das eine russische Granate vor kurzem eingeschlagen hatte, und noch mehr konnten jeden Augenblick kommen. Die Russen hatten Massen von Gewehrmunition zurückgelassen, und der General zeigte mir die länglichen Zinkkästen, in denen Hunderttausende von Patronen

lagen. Die Offiziere hatten einige solche Kästen übereinandergestellt und benutzten sie als Stühle — ein gefährlicher Sitzplatz, sobald Sprengstücke geflogen kamen.

Wir fuhren zurück und benutzten die Kriegsbrücke, da die feste Feldbrücke nur von Truppen und Fuhrwerk befahren werden durfte, die auf dem Wege nach Osten waren. Es herrschte ein unbeschreibliches Gedränge, und die Zivilbevölkerung der Stadt stand gaffend auf den Straßen, hielt sich aber in gehörigem Abstand. An den Ufern des Flusses badeten die Soldaten, indem sie in den Fluß hineinritten, wo sie von der Strömung ergriffen wurden und dann ans Land schwammen.

Bei Einbruch der Dämmerung versammelten wir uns vor dem Grand Café, holten Stühle aufs Trottoir und plauderten in der lauen Abendluft. Man rauchte und politisierte. Die italienische Frage war in das Stadium akuter Spannung eingetreten. Rittmeister G......, österreichisch-ungarischer Verbindungsoffizier, war gut unterrichtet. Wie merkwürdig ruhig alle die Sache nahmen! Eine solche Gemeinheit schien undenkbar! Keine Regierung in Italien konnte eine solche Verantwortung auf sich nehmen, und das italienische Volk galt als zu ritterlich, um solch eine Feigheit zu begehen. Und wenn die Spannung zunahm, warf gewiß der König sein schwerwiegendes Wort in die Wagschale und rief ein Nein!, das von den Alpen bis an die Küste von Tripolis ein Echo finden mußte.

Unterdes marschierten die feldgrauen österreichischen Truppen vorüber, die schon genug damit zu tun hatten, ihr Land zu verteidigen, die aber, wenn es darauf ankam, mit noch größerer Begeisterung Triest, Trient und Dalmatien zu verteidigen bereit waren. Und dort marschierten singend die Deutschen, überzeugt, daß sie doch siegen würden, selbst wenn noch eine Großmacht in Europa, die vierte in der Reihe, die Waffen gegen ihr Land und gegen ihre Verbündeten ergreifen sollte!

31. Ein Begräbnis.

Am Abend des 19. Mai traf uns eine Trauerbotschaft. Der Kommandeur eines Grenadierregiments, Oberst von W......, und sein Regimentsquartiermeister, Hauptmann von O......, waren gefallen. Sie hatten in einem kleinen Dorf östlich von Jaroslau in Quartier gelegen und am Abend plötzlich in der Nähe starkes Schießen gehört. In dem Glauben, Deutsche und Österreicher schössen im Dunkeln aus Versehen aufeinander, eilten sie auf die Straße. Es zeigte sich aber, daß es Russen waren, die zum Angriff übergingen. Die beiden Offiziere waren bis zu den letzten Häusern der Dorfstraße gekommen, als sie von einer verirrten Gewehrkugel getroffen wurden, die beiden durch den Kopf ging und sie augenblicklich tötete.

Zwei Tage später, um 10 Uhr vormittags, wurden der Oberst und sein Adjutant begraben und gleichzeitig mit ihnen Leutnant von B......, Leutnant von U......, sowie ein Unteroffizier und vier Mann. Wir fuhren auf den neuen Kirchhof hinaus, der auf einer Anhöhe westlich von der Stadt lag, wo sich außer andern Grabdenkmälern auch viele russische Andreaskreuze neben der Landstraße und einer zusammengeschossenen Kapelle erhoben.

Die Särge standen in zwei Reihen, einige gelb, andere schwarz mit versilberten Handgriffen, mit Flieder und Lorbeer bedeckt. Daneben lag ein großer Haufen von Frühlingsblumen, die die Grabhügel schmücken sollten. Die Ehrenwacht bei den Särgen stellten die 7. Kompagnie des betreffenden Grenadierregiments und anderthalb Zug Maschinengewehrkompagnie desselben Regiments. Anwesend waren Abordnungen der andern Grenadierregimenter, die Offizierskorps in feldmäßiger Parade, der Kommandierende General von P.......... und der Divisionskommandeur Generalleutnant von W......, der Chef eines österreichisch-ungarischen Armeekorps General von A.., die Prinzen von Hohenzollern und viele andere.

Als alle in dem Rechteck, das die Ehrenwache bildete, versammelt waren, spielte das Musikkorps Körners „Vater, ich rufe

dich". Der Divisionspfarrer, Lic. theol. Baumann, trat an die Särge heran und sprach im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, seine Betrachtungen anknüpfend an Paulus' Worte im Römerbrief: „Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum, wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn."

Er sprach von der Kürze des Lebens und der Ungewißheit seiner Dauer, von den Leidtragenden daheim, von dem Regiment, das seinen Obersten beweine, dessen Namen für immer mit seiner Geschichte verbunden sei durch die Siege bei Auvelais und Châlons, Monchy und Ypern, an der Biala und am San, und von dem tapfern Manne, der den Tod gefunden, der des Soldaten größte Ehre sei. Und er schloß mit den Worten des königlichen Sängers im 139. Psalm:

„Erforsche mich, Gott, und erfahre mein Herz; prüfe mich und erfahre, wie ich's meine!

„Und siehe, ob ich auf bösem Wege bin, und leite mich auf ewigem Wege."

Unter den Klängen des Chorals: „Was Gott tut, das ist wohlgetan" wurden die neun Särge von 36 Grenadieren zu den Gräbern getragen. Sobald ein Sarg in die Erde gesenkt wurde, senkten sich auch die Fahnen der Regimenter. Darauf wurde das Vaterunser gebetet, der Segen gesprochen, und wieder senkten sich die Fahnen. Dann dröhnte der Ehrensalut, drei Salven. Während die Musik: „Ich bete an die Macht der Liebe" spielte, gingen wir alle langsam an den Gräbern vorüber und warfen auf jeden Sarg eine Handvoll Erde. Dann wurden die Gräber zugeschaufelt, die Kreuze mit den Namen der Helden errichtet und Kränze und Blumen auf die Grabhügel gelegt. Ein paar Offizieren und 12 Leuten wurde das Eiserne Kreuz verliehen. Dann trennten sich Offiziere und Mannschaften, um wieder an den verschiedenen Punkten der Sanfront an die Arbeit des Tages zu gehen.

Ich habe niemals einem schöneren, ergreifenderen Begräbnis beigewohnt als diesem. Neun Mann! Ein Tropfen in dem Meer von Verlusten, die dieser Krieg fordert! Und doch war es, als

bildeten diese Särge, als sie zu den Gräbern getragen wurden, eine unendlich lange Reihe!

In dieser selben Erde schlummern seit Karls X. Gustavs und Karls XII. Zeiten auch schwedische Krieger. Eine neue Ernte Germanen stieg heute zu ihnen hinab, damit Geschlecht auf Geschlecht in kommenden Zeiten ein freies Leben lebe in einem freien, unabhängigen Reiche! Mit treuen Schwertern hat Schweden denselben Kampf gekämpft, und die Nordländer, die in diesem Weltkrieg sich zu Deutschlands Feinden rechnen, arbeiten einer Kultur entgegen, die ihre eigene ist!

Als ich einige Stunden später mit Graf Hoyos das Grand Café aufsuchte, um wie gewöhnlich um 1 Uhr zu Mittag zu essen, begegnete uns am Eingang Rittmeister G.......

„Ich habe ein Telegramm bekommen", sagte er lächelnd und gelassen.

„Nun und?"

„Italien hat Österreich den Krieg erklärt."

„Unmöglich!"

„Sie werden bald mehr hören. Hier kommt der General. Bei Tisch werde ich das Telegramm verlesen."

Wir nahmen unsere Plätze ein. Soldaten reichten die Gerichte herum. Merkwürdig, wie ruhig der Rittmeister die Sache nahm! Er aß mit gutem Appetit und zeigte nicht die geringste Eile. Endlich stand er auf und las das Telegramm mit einer Stimme vor, als handle es sich um einen der üblichen galizischen Siege.

Da ich Kenntnis vom Inhalt des Telegramms hatte, erwartete ich, daß es Verstimmung hervorrufen würde. Im Gegenteil! Die Offiziere fanden die ganze Sache im höchsten Grad amüsant. Man lachte und rief: „Na endlich!" Harte Urteile fehlten natürlich nicht. Aber die Neuigkeit machte im übrigen keinen Eindruck. Das Gespräch über die Sache schlief bald ein, und man ging auf andere Themen über: auf das Begräbnis, das vor ein paar Stunden stattgefunden hatte, auf den Vormarsch gegen Przemysl und Lemberg und meine bevorstehende Abreise, sowie meine Rückkehr, sobald diese Festungen vor dem Fall stünden.

32. Die Belagerungen von Przemyśl.

Przemyśl zu schildern, wie ich es am 5. Juni 1915, zwei Tage nach seiner Wiedereroberung, gesehen habe, muß ich mir für die große Ausgabe dieses meines Buches vorbehalten. Hier will ich dafür einiges über die Zustände in der Stadt während der verschiedenen Belagerungen berichten. Meine Gewährsmänner sind katholische Priester, die während der ganzen angstvollen Zeit auf dem Platz geblieben sind.

Einer von ihnen, ein ruhiger, zuverlässiger Mann, kehrte anfangs August 1914 von einer Reise in die Stadt zurück und fand alles in großer Erregung. Die Garnison zog ab nach Krasnik und Lublin. Von Mitte des Monats bis zum 20. September, so lange dauerte die Kriegsvorbereitung der Festung, wurden die meisten Dörfer und Höfe innerhalb des Fortgürtels und im Bereich der Festungsartillerie niedergebrannt. Jeden Abend stand der Himmel in roten Flammen vom Widerschein der brennenden Häuser, deren Bewohner mit der Eisenbahn fortgeschafft wurden. Die Reichen begaben sich nach Wien oder in andere Städte der Monarchie. Ein Mangel an Lebensmitteln war nicht zu bemerken; alles war zu billigem Preis zu haben.

Schon Anfang August begann eine Sammlung für Kriegszwecke. Przemyśl spendete eine Million österreichische Kronen. Auch die Priesterschaft hatte dazu beigetragen, schwebte aber dann in tausend Ängsten, daß die Russen nach der Eroberung der Stadt die Zeichnungslisten in die Hände bekommen könnten! Die Juden beschlossen, kein Geld zu geben, aber das Rote Kreuz zu unterstützen. Die Stimmung war hoffnungsvoll und begeistert, und die Zivilbevölkerung zog, die österreichische und polnische Nationalhymne singend, durch die Stadt. Eine Gesellschaft zum Besten des Roten Kreuzes wurde gegründet und richtete auf dem Bahnhof ihre Säle und Erfrischungsanstalten ein. Als aber die ersten Züge mit Verwundeten hereinkamen, als man das Blut sah und den furchtbaren Ernst des Krieges in

der Nähe beobachtete, sank die Stimmung wieder, und der Gesang verstummte.

Mitte September kamen die Hiobsposten. Die Russen drangen immer näher an Lemberg heran; die Bevölkerung floh. Die Züge waren so überfüllt, daß die Passagiere sogar auf den Wagendächern saßen. Die österreichisch-ungarischen Truppen mußten sich zurückziehen, und bald kamen sie durch Przemysl auf dem Wege nach Rokietnica, wo sie sich wieder sammelten, bevor sie den Marsch nach Westen fortsetzten.

Am 20. September begann die Einschließung der Stadt durch die Russen und am 29. der Angriff gegen die Forts. Die Verteidiger unternahmen mehrere Ausfälle. Vom 6. bis 8. Oktober gingen die Russen beim Fort Siedliska in einer Stärke von 70000 Mann zum Sturm vor, wurden aber mit vernichtendem Feuer, besonders der Maschinengewehre, empfangen und zogen sich unter unerhörten Verlusten zurück. Dieses war der letzte Versuch, die Stadt im Sturm zu nehmen, bevor sie auch von Norden und Westen eingeschlossen war. Am 10. Oktober wurde in der Kirche ein Dankgottesdienst abgehalten, und fünf Tage hatte man Ruhe.

Die Russen nahmen nun die Sanlinie bis Przemysl und weiter nach Südosten bis zur Magiera. Mitte Oktober begannen diese Kämpfe und dauerten bis Anfang November. Der Versuch der Österreicher, die Sanlinie zu forcieren, hatte keinen Erfolg.

An einem der ersten Tage des Novembers weilte der Thronfolger in Przemysl. Am 4. ging der letzte Zug ab, am 6. kam zum letztenmal Post. Am 8. hatten die Russen die neue Einschließung der Festung vollendet. Doch erhielt man regelmäßig auf drahtlosem Wege Nachrichten von der Außenwelt. Ab und zu wurde ein Ausfall unternommen; dann hörte man Schüsse wechseln. Sonst war alles still, und vollkommene Ruhe lag über der Stadt.

Przemysl hatte 54000 Einwohner; diese Zahl war auf weniger als die Hälfte gesunken, auf 8000 Galizier, meistens Polen, und 15000 Juden. Nach andern Angaben soll die Zahl der Juden

über 20000 betragen haben, mehr als in Friedenszeiten. Die Anzahl „unnützer Mäuler“ war also andauernd viel zu groß.

Das Verhältnis zwischen Zivilbevölkerung und Militär war das allerbeste. Ein Leutnant, Wladimir Fitz, machte sich sehr populär durch seine Sorge für die Armen; er hatte die Oberaufsicht über die Fleischversorgung der Zivilbevölkerung. Es wurden Bons ausgeteilt, für die man auf der Intendantur seine Portionen erhielt. An Sonntagen spielte die Musik auf dem Ringplatz; sogar Konzerte wurden gegeben, und der Unterricht in den Schulen ging seinen gewöhnlichen Gang. Man tat alles, um den Mut der Bevölkerung aufrechtzuerhalten. Doch schrumpften die Vorräte mehr und mehr zusammen, und größte Sparsamkeit war geboten. Seit Mitte Dezember aß man Pferdefleisch. Vier öffentliche Küchen wurden errichtet, die jeden Tag an 3000 Personen Mittagessen aus Pferdefleisch, Reis, Tee, Zucker und Speck verteilten. Fürst Ladislaus Sapieha versorgte Bürgerschaft und Arme kostenlos mit Holz.

Um die Weihnachtszeit ging das Gerücht, österreichische Patrouillen stünden 20 Kilometer von Przemyśl entfernt, und man hätte gewisse Zeichen beobachten können, die von ihnen gegeben wurden. Schon hoffte man auf die Stunde der Befreiung. Auf einmal aber verstummten alle Gerüchte, und unheimliches Schweigen lastete wieder bleischwer auf der Stadt. Man zählte die Tage und sprach sich Mut zu: am Neujahrstag werde Hilfe kommen. Sie kam nicht. Am 15. Januar hatte man sicher den Entsatz zu erwarten — er blieb aus. Die Tage gingen langsam wie Jahre. Nur wenige russische Granaten wurden auf die Festung geworfen, und ab und zu ließ ein Aeroplan eine Bombe fallen. Aber nennenswerter Schaden wurde nicht angerichtet.

Zu Weihnachten schenkten die Russen ihren Gegnern Zucker und Fisch — die gewöhnliche Methode. Russen und Österreicher hatten an ein paar Stellen gemeinsame Brunnen. Aber die Wasserträger mußten unbewaffnet sein. Auf einem Kartoffelacker traf man sich zuweilen auch. Als die Russen erfahren hatten, daß die Ein-



Ein 42-Zentimeter-Blindgänger im Fort Nr. 11 in Przemyśl.
Von links nach rechts: Graf T . . ., Dr. Ganghofer, Gadd, Hedin.
(Vgl. Seite 148.)



Morgenidyll im Walde bei Kliszów.

geschlossenen von Pferdefleisch lebten, hörte man sie in den Schützengräben wiehern. Die Österreicher rächten sich damit, daß sie in einer finstern, nebligen Nacht eine Dreschmaschine aufstellten! Als die Sonne aufging und der Nebel sich verzog, begannen die Russen die Maschine zu beschießen in der Meinung, es sei ein Mörser, und sie brauchten mehrere Stunden, um sie zu zerstören. Die österreichischen Truppen selbst scherzten auch über ihre Pferdediät. Welcher Unterschied bestehe zwischen Troja und Przemyśl? — „In Troja nahmen die Soldaten in einem Pferde Platz, in Przemyśl aber Pferde in den Soldaten." Auch gewönne man allmählich Terrain, versicherten sie, — in den Proviantmagazinen.

Mitte Februar hoffte man auf einen Entsatz von den Karpathen her. Aber dann hörte man nichts mehr davon. Anfang März wurden die Portionen ohne Ausnahme vermindert. Am 19. versuchte man einen vergeblichen Ausfall nach Osten. Vom 19. bis zum 21. wurde die Stadt unter schrecklichem Getöse bombardiert. In der Nacht vom 20. zum 21. unternahmen die Russen gegen das Fort Nr. 9 Lipowica einen letzten Versuch, Przemyśl im Sturm zu nehmen, wurden aber von neuem blutig zurückgewiesen.

Dennoch war das Schicksal der Stadt besiegelt. Der Proviant war so gut wie zu Ende. In der Nacht vom 21. zum 22. schoß man von allen Forts, um die Munition zu verbrauchen. Am Abend des 21. wurde bekanntgemacht, daß am folgenden Morgen von 5 Uhr an alle Festungswerke und Brücken über den San in die Luft gesprengt werden sollten, und die Bevölkerung daher aufgefordert, Anstalten zu ihrer persönlichen Sicherheit zu treffen und alle Fenster offen zu halten. Besonders sollten sich alle, die in der Nähe des Flusses wohnten, entfernen.

Punkt 5 Uhr ging das erste Fort in die Luft. Vom Dach des bischöflichen Palastes sah die Sprengung wie der Ausbruch eines Vulkans aus. Die Eisenbahnbrücken fielen unter infernalischem Getöse zusammen, und zahllose Fensterscheiben gingen trotz aller Vorsichtsmaßregeln in Splitter. In ein paar Stunden wurden Werte im Betrage von vielen Millionen Kronen zerstört. 700 noch vor-

handene Pferde tötete man, damit sie nicht den Russen in die Hände fielen. Alles, was militärische Bedeutung hatte, wurde vernichtet.

Die Stimmung der Bevölkerung war äußerst gedrückt. Es war wie ein einziges großes Begräbnis. Alle Hoffnung war dahin. Der Kommandant General Kusmanek, der am 5. Oktober auf das Kapitulationsangebot Radko Dimitriews erwidert hatte: „Ich halte es unter meiner Würde, auf Ihr schimpfliches Ansinnen eine meritorische Antwort zu geben. Festungskommandant“ — er konnte jetzt nur die Übergabe anbieten.

Am 22. März 9 Uhr vormittags zogen die Russen pfeifend und singend ein. Die Lanzen in den Händen ritten die Kosaken langsam auf kleinen Pferden durch die Straßen. Die Bevölkerung verhielt sich still. Proviant wurde hereingeschafft, aber teuer verkauft; der Wert des Rubels wurde auf 3 Kronen 33 1/3 Heller festgesetzt, während der übliche Wert 2 Kronen 50 bis 60 Heller ist. Straßauf, straßab durchsuchten die Kosaken Haus für Haus nach Soldaten oder Waffen. Diese Visitationen wurden nachts oder frühmorgens vorgenommen und erschreckten die Bevölkerung nicht wenig. Man konnte jedoch über das Auftreten der Russen nicht klagen; Plünderung war bei Todesstrafe verboten, und ein paar Leute, die die Verordnung übertraten, wurden erschossen.

Die Garnison wurde mit der Bahn oder zu Fuß nach Lemberg geschafft und gut behandelt. Die Offiziere durften anfangs ihre Säbel behalten, später aber wurden sie ihnen auf Grund irgendeines falschen Gerüchts genommen. Auch verwundete Österreicher wurden fortgebracht.

Die Russen richteten die Verwaltung sofort nach russischem Muster ein und stellten sie unter russische Leitung. Die Zivilbevölkerung, besonders die Juden, mußte die Straße kehren und für Reinhaltung sorgen. Ein paar hundert junge Leute sollen zum Militärdienst ausgehoben worden sein. Am 23. April hielten der Zar und der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch im Automobil ihren Einzug. Die Schulkinder wurden zum Empfang auf die Straße befohlen. Im übrigen durfte sich kein lebendes Wesen dabei

zeigen, und man blieb gern zu Haus. Einige behaupten indessen, der Zar sei gar nicht dabei gewesen.

Um den 10. Mai herum wurden alle Juden ausgewiesen bis auf zwei, von denen der eine Oberarzt war. Der Kommandant, Generalleutnant Artamanow, wohnte in der Festungskommandantur. Zur Seite hatte er einen Bischof mit langem Haar und Bart, der wohl den Boden für das griechisch-katholische Glaubensbekenntnis vorbereiten sollte.

Die Bevölkerung bestand nur noch aus 8000 Polen, die aufs äußerste gereizt waren durch die Absicht der Russen, Przemysl in ein Gouvernement zu verwandeln, dessen Westgrenze mit dem Fluß Wisloka zusammenfallen sollte. Der Großfürst, erzählte man, habe versprochen, nur Ostgalizien, das altes russisches Land sei(!), werde unter russische Herrschaft kommen. Und nun sollte es ebenso mit Przemysl werden, das polnisch und katholisch war!

Aber diese Absicht gelangte nicht mehr zur Ausführung. Die große Offensive der Verbündeten war bereits im Gang. Mitte Mai sah man russische Artillerie und russische Train- und Infanteriekolonnen die Festung nach Osten hin verlassen. Der Druck der vereinigten Armeen von Westen her wurde immer stärker, und eines Tages hörte man in Przemysl wieder das Donnern österreichischer Kanonen. Die Russen hielten solange wie möglich aus, schienen aber ganz unentschlossen; ein paarmal räumten sie im Dunkel der Nacht die Festung, kamen aber am Tage wieder.

Diese Zeit war die schwerste für die Bevölkerung; denn während des Bombardements wurde die Stadt von zahlreichen Granaten getroffen; an einem einzigen Tage fielen dreißig zwischen den Häusern nieder und töteten und verwundeten mehrere Menschen.

Als aber nun den Russen, wie vorher den Österreichern, die völlige Einschließung drohte, zogen sie am Abend des 2. Junis mit allem, was sich noch an Material vorfand, ab. Nur die Besatzung der Forts blieb da. Um 12 Uhr nachts wurden die Holz- und Pontonbrücken über den San mit Petroleum begossen und angezündet. Die wieder hergestellten Eisenbahnbrücken wurden aber-

10*

mals gesprengt. Alles rollende Material, das sich im Festungsbereich befand, wurde fortgeschafft. Am 3. Juni nachmittags $1/_2 4$ Uhr zogen die ersten deutschen und österreichischen Patrouillen in die Stadt ein und wurden mit größter Begeisterung empfangen. Eine Anzahl verdächtiger Personen nahmen die Russen mit sich. Die übrigen hatten unter dem glücklicherweise kurzen Regiment der Moskowiter keine Not gelitten.

Das war am 3. Juni; am 5. besuchte ich die Stadt. Sie war noch ermattet von den überstandenen Prüfungen, und man sah wenig Menschen auf der Straße. Als ich ankam, waren alle Läden geschlossen, und es war nicht möglich, irgend etwas zu essen zu bekommen. Am 6. Juni aber wurden vereinzelte Geschäfte, am 7. ein Restaurant und ein Café geöffnet. Am ersten Tag sah ich nur einen Juden, am zweiten mehrere, am dritten eine Menge — sie krochen aus Gott weiß welchen Schlupfwinkeln hervor.

Man darf jedoch nicht glauben, daß die Russen die Stadt in derselben Verfassung verließen, in der sie sie vorgefunden hatten! Ich habe von Offizieren, die in Przemysl in Garnison lagen, gehört, daß ihre Wohnungen und ihr Hausgerät, mit einem Wort alles, was sie in ihren Wohnungen hatten, total zerstört oder weggeschleppt worden sei! In welchem Umfang diese Plünderungen vorgenommen wurden, wird wohl noch an den Tag kommen. Ebenso wie in Ostpreußen hat der Feind den größten Schaden beim Abzug angerichtet.

Am Nachmittag des 6. Junis fuhr ich nach Fort Nr. 11 hinaus; Graf T..., Dr. Ludwig Ganghofer und Gadd begleiteten mich. Mit Hilfe von Laternen kamen wir durch das Stacheldrahtnetz hindurch und mit Hilfe der Wache bis zur Kasematte, in deren Decke ein 42-cm-Geschoß saß, ein Blindgänger, dessen furchtbare Zerstörungskraft also latent geblieben war; die Spitze schwebte wie ein Damoklesschwert über der Wölbung. Gadd stieg auf einen Tisch, wir andern stellten uns daneben und sahen in die Höhe. Der Apparat wurde eingestellt, das Magnesium blitzte auf, und das Resultat sieht man auf dem beigefügten Bild.

33. Nächtliches Biwak.

Am 10. Juni verließ ich Jaroslau, um zurückzukehren, sobald Lembergs Stunde geschlagen hatte. Das Auto brachte mich nach Westen auf der von Trainfuhrwerken ausgefahrenen Straße, auf der unaufhörlich schwere Artillerie, Haubitzen und Mörser herbeigeschafft wurden. Zu beiden Seiten der Straße zeigten die Felder Spuren des Vorrückens der Infanteriekolonnen. Bei Pilzno war die Brücke über die Wisloka mit Girlanden und Flaggen geschmückt vom Besuch des Feldmarschall-Erzherzogs her; am Ostufer stand auf einem Schild in großen Buchstaben „Mit Gott zum Sieg", am Westufer „Viribus unitis". Kleine Schilder an den Triumphbogen auf der Brücke verkündeten die Namen der letzten Siege von Gorlice bis Przemysl.

Der Tag war glühend heiß. Man erstickte fast vor Staub. In einem Dorf bei Ropa zog eine Prozession; die Bauern baten den Himmel um Regen. Auch die kleinen Kinder gingen mit, Blumenkränze im Haar. Man dachte nicht mehr an den Krieg, sondern an die Dürre.

Der Tag ging zur Neige. Es dämmerte, und die Luft wurde kühl. Es dunkelte; die Lampen wurden angezündet. In der Ferne schwebten die Lichter Krakaus wie ein Silberstreifen über der Erde. Ich verbrachte in Krakau die Nacht, nahm am folgenden Morgen von Gadd Abschied, der ins Hauptquartier zurück mußte, und brach erst am Spätnachmittag mit Graf T... wieder auf.

Wieder ging es durch das Floriantor hinaus nach Norden. Die Sonne stand schon tief; leichte Wolken hoch oben im Westen warfen radial ausstrahlende Schatten in den Weltenraum. Von Zeit zu Zeit, aber viel seltner als in Galizien, stieg aus zu flachen Gräbern Leichengeruch auf. In Dörfern und Kleinstädten standen die Juden nachdenklich an ihren Häusern, und auf feuchten Wiesen hüteten kleine Mädchen Scharen junger Gänse. In einem Teich bei Jendrzejów badeten österreichische Soldaten, und über sie hinweg segelte mit ausgebreiteten Flügeln ein Storch nach seinem Neste.

Die Dämmerung schlich sich still um Wald und Wiese, als wir Motkowice durchquerten, um die Fahrt über die Nida bis zur Wegscheide am Waldrand, etwa 2 Kilometer südöstlich von Kliszów, fortzusetzen. Hier hielten wir eine Weile, um zu Fuß auf Rekognoszierung auszugehen. Der Chauffeur wurde nach Norden, nach dem kleinen Wald östlich von dem aus Karls XII. Geschichte bekannten Dorf geschickt, um festzustellen, ob man bis dorthin mit dem Automobil vordringen könne. Er berichtete aber bald, es sei unmöglich.

T... und ich gingen also ein Stück in ein im Süden liegendes Wäldchen hinein, auf der stark sandigen Straße nach Pinczów. Wir waren noch nicht weit gegangen, als wir einen kleinen freien Platz zwischen den Kiefern fanden. Hier beschlossen wir zu übernachten.

Das Automobil die sandige Anhöhe hinaufzubringen, gelang. Als wir aber über den Straßengraben setzen wollten, blieb es stecken, und wir mußten eine Stunde mit dem Spaten arbeiten, um es loszubekommen. Wir ließen daher unser prächtiges Fuhrwerk an Ort und Stelle, und die beiden Lampen erleuchteten den Wald wie einen von hohen Säulen umgebenen Tempelsaal.

Nun hingen wir unsere Überzieher an Kiefernäste, schafften Fetzen von Patronentaschen usw., die erkennen ließen, daß der Platz früher als Lager benutzt worden war, beiseite und packten unser Abendbrot aus, während die Chauffeure mit ihrem Tomahawk trockene Zweige zu einem Wigwam, wie sie sich ausdrückten, abschlugen. Wir brauchten aber kein Dach über dem Kopf, denn der Abend war lau. Wir machten nur ein Lagerfeuer, dessen Flammen im Wind flackerten, setzten Wasser auf und bereiteten auf dem Erdboden unser Tischleindeckdich. Nach dem „Souper“ zündeten wir unsre Zigarren an und saßen plaudernd bis 1 Uhr. Dann machte Graf T... bei Blitzlicht ein paar Aufnahmen, worauf er sein Feldbett aufschlug, während ich meinen Regenmantel auf dem Boden ausbreitete, den Kopf auf ein Automobilkissen legte und mich in eine Decke wickelte.

Die Lampen wurden gelöscht, und die Sterne leuchteten und

glitzerten durch die Kronen der Kiefern hindurch. Die Chauffeure schliefen bereits, und auch wir sagten uns gute Nacht. Das Feuer verlosch. Rings um uns breitete sich das Schweigen, ab und zu nur von den wunderlichen Stimmen der Nacht unterbrochen, von dem Schrei einer Eule auf dem Ast in unsrer Nähe, vom Knacken eines brechenden Astes, vom fernen Geheul eines Hundes. Sonst war alles still, und doch hatte ich, auch als die andern eingeschlafen waren, nicht das Gefühl der Einsamkeit. In diesem selben Wald schliefen in ihren Gräbern 300 Krieger Karls XII., die in der Schlacht vom 9. Juli 1702 gefallen waren. In der Schlacht, in der Karl XII. mit 12000 Mann eine doppelt so starke polnische Armee unter August dem Starken vernichtete.

Wunderbare Töne glaubte ich zu hören. War es das Echo des schwedischen Zapfenstreichs, das noch über den Feldern von Kliszów schwebte, oder das des „Freuden- und Siegesgesanges, den Seine Majestät beim Marsch in das Lager des Feindes mit Pauken und Trompeten spielen ließ, wie der Feind getan hatte, als die Schweden ankamen"? Nein — es waren die verklingenden Töne der Totenfeier, die am Abend bei allen Regimentern gehalten wurde, und der Trauerlieder, die gespielt und gesungen wurden, als man die gefallenen Helden in Kliszóws Erde senkte.

Aber auch andere Töne, die seltsam mit den alten harmonierten, hallten in meinen Ohren wider: die Siegeslieder der Deutschen auf ihrer Heerfahrt nach Osten. Dasselbe Drama, dessen Erinnerung mir nun so lebendig vor der Seele stand, hatte ich mit meinen eigenen Augen gesehen. Auf den Spuren der Krieger Karls XII. waren Deutsche und Österreicher vorgerückt, und der Gedanke Karls, eine germanische Mauer gegen die slawischen Sturmwogen zu errichten, war von unsern Blutsverwandten wieder aufgenommen und fortgesetzt worden! Niemals ist es mir deutlicher geworden, daß zwei Jahrhunderte in Schweden keinen König, keinen Staatsmann und keinen Heerführer hervorbrachten, der das osteuropäische Problem so gut verstand wie Karl XII., dessen weitausschauende Pläne im Herzen Rußlands zerbrachen. Eine neue

Zeit mußte sein Werk wieder aufnehmen und fortsetzen. Das war und ist historische Notwendigkeit. Der Hauptteil der Aufgabe, die wir ehedem zu erfüllen hatten, ist nun dem deutschen Volke zugefallen. Das Ziel ist jetzt wie damals, die Moskowiter in die Steppen zurückzuwerfen, aus denen sie gekommen sind und wohin sie gehören!

Die Stunden der Nacht verflossen, und als wir uns wieder in Bewegung setzten, sickerten die Sonnenstrahlen durch die Kiefern herab. Ich ging ein Stück auf der Landstraße, die nach Pinczów führte, wohin König August mit den Trümmern seiner Armee, von der schwedischen Kavallerie verfolgt, geflohen war. Darauf packten wir, fuhren nach Kliszów hinein und besuchten nun das alte Schlachtfeld, von dem ich für meine schwedischen Landsleute eine ausführliche Schilderung mit nach Hause brachte.

34. Der Einzug in Lemberg.

Lemberg stand vor dem Fall. Von Stunde zu Stunde wurde die Siegesnachricht erwartet. Mit Erlaubnis Sr. Exzellenz des Generals Böhm-Ermolli fuhr ich am Nachmittag des 20. Junis von Gródek aus in der Richtung auf Lemberg zu.

Mit einer von Minute zu Minute zunehmenden Spannung las ich die Aufschriften auf den Meilensteinen: 21, 19, 18 Kilometer bis Lemberg. Aber noch war die Stadt nicht genommen. Noch gestern nacht zogen auf meiner Straße russische Truppen; ihr Rückzug schien meisterhaft ausgeführt worden zu sein, nirgends sah man verlassene Fuhrwerke, Proviantwagen oder Pferde in den Straßengräben. Nur Dörfer und Höfe am Wege waren verbrannt. Die Moskowiter zünden alles an, was sie nicht mitnehmen können, und doch war dieses Land weit weniger verwüstet als Ostpreußen.

Von Osten her hörte man aus einer Entfernung von ein paar Kilometern Kanonendonner. Als ich auf die gewöhnliche Straße von Dąbrówka nach Stawczany einbog, eilte ein Bauer herbei und teilte mit, in einiger Entfernung sei eine Landstraßenbrücke heute um 12 Uhr von den Russen angezündet worden; sie stehe noch in Flammen. Der Bauer wies mir deshalb einen andern Weg.

In Stawczany hielt der Bagagetrain eines Generalkommandos auf einem offenen Platz. Vor dem Pfarrhaus ging der Pfarrer in langem, schwarzem Rock und schwarzem, rundem Hut auf und ab. Wir klopften an und traten ein. Im Zimmer saßen der Korpschef General Emil Ritter von Ziegler und sein Stab beim zeitigen Abendbrot. Herzlich, als wären wir alte Bekannte, wurde ich begrüßt. Ein Zelt war mir als Wohnung bestimmt; denn die Zimmer in dem kleinen Dorf waren bereits mehr als besetzt. Sofort nach dem Abendessen begab sich der General wieder an seine Arbeit.

Die Russen saßen noch im Nordosten, in einer Entfernung von 6 oder 7 Kilometern, und wir konnten jeden Augenblick Feuer bekommen. Bisher hatte das Dorf nicht den geringsten Schaden genommen; aber ein Wald in nächster Nähe war gestern beschossen worden.

Am Spätabend geleitete mich ein Adjutant in das Soldatenzelt, wo ich trotz starken Regens und heftigen Kanonendonners, der die ganze Nacht andauerte, vortrefflich schlief.

Am andern Morgen hatte sich die Stellung der Truppen noch wenig verändert, und es galt sich in Geduld zu fassen. Ich unternahm eine Ausfahrt und schrieb Briefe. Zwei der Spionage verdächtigte Zivilisten wurden am Pfarrhaus vorübergeführt. Der eine, ein langer Kerl, bleich wie ein Leintuch und mit wackelndem Gang, war überrascht worden, als er von einem Baum aus den Einschlag der russischen Granaten und ihre Wirkung zu beobachten schien; der andere war ihm behilflich gewesen. Es gab jedoch keinen direkten Beweis für ihr Verbrechen, und beide wurden nach gründlichem Verhör freigesprochen.

Für den Fall, daß sich mein Warten auf den Fall Lembergs in die Länge ziehen sollte, wurde ein neues größeres Zelt für mich aufgeschlagen, und als ich am Nachmittag dorthin kam, fand ich es mit grünen Girlanden und Butterblumen, mit Korn- und Glockenblumen, also den schwedischen Farben, geschmückt. Nach dem Abendessen unterhielt ich mich noch lange mit General von Ziegler. Man merkte ihm nichts an von der Unruhe, in der er sich befinden mußte. Das XVIII. Armeekorps sollte die feindlichen Stellungen östlich und südöstlich von Stawczany angreifen und da-

durch auch den russischen Truppen den Rückzug abschneiden, die, von Feldmarschall Szurmay angegriffen, den Dnjesterabschnitt bei der kleinen Stadt Mikolajów südlich von Lemberg verteidigten.

Schon gegen ½9 Uhr leuchtete das Licht der außerordentlich starken russischen Scheinwerfer, die auf dem Sandberg mitten in Lemberg aufgestellt waren und auf uns zu das Gelände bestrichen, als ob man einen Angriff erwartete, und als wir uns trennten, um schlafen zu gehen, stand im Nordosten der ganze Himmel in roten Flammen. Lemberg brennt! General von Ziegler entfuhren einige kräftige Worte von Mordbrennerei und russischer Kultur.

Kaum hatte ich mich in meiner neuen Wohnung niedergelegt, da begann ein unerhörtes Schießen mit Kanonen und Maschinengewehren, und so nahe, als ob die Russen gegen uns vorrückten. Mein Begleiter Gadd ging in die Nacht hinaus und sah russische Lichtbomben, die hoch aufstiegen und, unsere Stellungen scharf beleuchtend, langsam niederfielen. Am nächsten Morgen, 22. Juni, hörten wir denn auch, daß der nächtliche Angriff, der von österreichischem Landsturm mit glänzender Tapferkeit ausgeführt worden war, auf sehr kräftigen Widerstand gestoßen, und daß die Russen zum Gegenangriff vorgegangen seien. Sie hatten sich dabei auch der List bedient. Als die Österreicher heranstürmten, warfen die Russen die Gewehre weg und streckten die Hände hoch. Als aber dann die Angreifer an die Stacheldrahtnetze herankamen, wurden sie mit mörderischem Feuer empfangen. Trotz großer Verluste war aber die gestellte Aufgabe gelöst worden.

Bald kamen auch Verwundete nach der Übernahmestelle von Stawczany, wo in aller Eile Scheunen in Lazarette verwandelt wurden. Ärzte, Chirurgen und freiwillige Krank.npfleger hatten alle Hände voll zu tun. Doch ging alles mit bewundernswerter Schnelligkeit und Ordnung. In einem teilweise offenen Zelt war ein provisorischer Operationstisch aufgeschlagen worden, und ein blutender Held nach dem andern wurde auf seiner Bahre hereingetragen, untersucht, verbunden und wieder nach seinem Strohlager gebracht. Bauernwagen mit Schwerverwundeten fuhren langsam heran.

Plötzlich aber wurde es anders. Um 2 Uhr erfuhren wir, daß vier Forts auf der westlichen und nordwestlichen Front Lembergs im Lauf des Vormittags gefallen seien: Sknilów, Rzęsna-Ruska, Brzuchowice und Lysa Góra. Die Stadt mußte also tatsächlich bereits gefallen sein! Um nun auf dem schnellsten Wege Lemberg zu erreichen, schloß ich mich auf General von Zieglers Rat dem XIX. Armeekorps an, das sein Generalkommando irgendwo auf der Landstraße von Bartatów und Kaltwasser hatte.

Über Obroszyn fuhr ich also nach Bartatów, vorüber an großen Truppenmassen und Trainformationen, die sich bereithielten, den Vormarsch nach der Hauptstadt Galiziens anzutreten. Das Generalkommando des XIX. Armeekorps war aber, wie ich jetzt erfuhr, bereits nach Lemberg aufgebrochen.

Wir steigerten unsre Geschwindigkeit, so gut das in dem Gedränge ging. Nur noch 15 Kilometer, 13, 11 Kilometer! Schon wurden Kirchtürme und Fabrikschornsteine der berühmten Stadt sichtbar. Bei Kaltwasser war die Brücke zerstört, aber auf einem kleinen Umweg kamen wir doch hinüber. Das Gedränge auf der Straße nahm zu. Neue Marschkolonnen kamen von den Seiten heran, nicht zum wenigsten Infanterie.

Nur noch 7 Kilometer! Die zurückweichenden Russen hatten nicht mehr die Zeit gefunden, die Eisenbahnbrücke bei Zimnawoda zu sprengen, aber vom Bahnhof und von den Kasernen stiegen Rauchwolken und Flammen auf.

Vor uns breitet sich das Häusermeer von Lemberg. Dem Regen in der Nacht ist ein strahlender Sommertag gefolgt. Kanonen, Munitionswagen, Trainformationen ziehen in doppelten Reihen auf der Straße. Es geht immer langsamer vorwärts; aber wir müssen uns dem Strom der marschierenden Truppen anschließen. Allmählich geht der Weg in eine von Zuschauern überfüllte Straße über. Junge Mädchen springen herbei und reichen den Soldaten Blumensträuße und Kränze, die diese an ihren Mützen und Gewehren befestigen.

Jetzt sind wir in der Stadt. Ein endloser Jubel erfüllt die

Luft. Unausgesetzt laute Hurrarufe, und weißgekleidete, lachende Damen werfen Blumen in unser Automobil. Herren lüften den Hut, Frauen winken mit ihren Taschentüchern, Juden verbeugen sich tief, und Jungen springen, die Mützen schwenkend, neben dem Automobil her. Hält der Zug, so wird unser Wagen von Mädchen und Knaben gestürmt, die uns die Hände drücken und Rosen in unsere Knopflöcher stecken. Es ist als wären wir die Befreier der Stadt! Vor den Fenstern wehen unzählige schwarzgelbe und schwarzweißrote Fahnen, und von den Geländern der Balkons hängen Teppiche und Draperien herunter. Das Bild Kaiser Franz Josephs ist in allen erdenklichen Größen ausgestellt, von Lorbeerkränzen und Fahnenschmuck umgeben. Über den Stirnlocken der Trainpferde nicken Eichenlaub- und Birkenbüschel; die Troßwagen sehen aus wie Lauben. Auch die Kanonen sind mit Grün bedeckt, und die blumengeschmückten Soldaten, auf die aus den Fenstern immer neue Blumen herabregnen, singen frohe, begeisterte Lieder.

Wir kommen tiefer in die Stadt hinein. Links die Kathedrale. Von allen Balkons grüßen und winken Herren und Damen. Der Jubel nimmt zu. Immer dichter hängen die Fahnen. Das Gedränge wird noch stärker. Auf den Fußsteigen stehen die Menschen dicht aneinandergepreßt. In einemfort rufen sie Hurra und grüßen.

Endlich halten wir beim Hotel George. Es ist ½5 Uhr nachmittags. Die ersten österreichischen Patrouillen, hörte ich jetzt, waren zwischen 1 und 2 Uhr nachts in die Stadt eingedrungen; zwischen 2 und 3 Uhr wurden in den Straßen noch Kämpfe ausgefochten. Bald darauf aber waren die letzten Russen verschwunden, und der Einzug der österreichisch-ungarischen Truppen hatte begonnen.

Nur ein Zivilist war uns nach Lemberg zuvorgekommen, unser Freund Ganghofer, der mit echt bayerischer Todesverachtung ein Fort mit gestürmt hatte. Nun stand er scherzend am Eingang des Hotels, neben ihm Fürst Max Egon Fürstenberg.

Wir eilen auf den Balkon im ersten Stock hinauf. Immer noch zieht unter uns der endlose Zug vorüber. Er wird immer

dichter; denn auch aus einer Seitengasse von Norden her drängt jetzt ein Strom von Fuhrwerken herein, lauter Österreicher und Ungarn. Deutsche nahmen an dem festlichen Einzug nicht teil; nur wenige deutsche Offiziere sah man unter den Hunderttausenden.

Lange Karawanen von Gepäckpferden ziehen vorüber, auch sie mit grünen Zweigen geschmückt. Zuweilen rattert tutend ein Automobil mit blumenbekränzten Offizieren vorbei. Nun stecken die Trainfuhrwerke in drei Reihen vor unserm Hause fest. Soweit das Auge reicht, nichts wie große, geschlossene Gepäckwagen. Ihnen folgt Infanterie. Dann rasseln mehrere Batterien daher, die an dem elf Monate langen Feldzug teilgenommen haben und deren Geschütze doch glänzen wie Gold. Auf einem Karren fahren drei Verwundete; sie liegen auf dem Rücken und sehen nichts anderes als Fahnen über Fahnen.

Dort kommen Pferde, die mit gewaltigen Büscheln blauen, grünen, violetten und gelben Seidenpapiers geschmückt sind. Es ist wie ein festlicher Karneval. Ein nie versiegendes Gewimmel von Menschen und Fuhrwerken. Die Pferde tanzen wie in stolzem Übermut auf dem Pflaster, sie scheinen die Bedeutung des Tages zu begreifen.

Die Flaggen wehen in grellen Farben. Die Bajonette der Infanteristen blitzen, die Säbel der Dragoner blinken. Ein ununterbrochenes Summen und Sausen dringt zu uns herauf. Die Scharen der Zivilisten werden immer dichter. Von Minute zu Minute steigt die Stimmung. Da kommt ein Generalkommando. Das ... Armeekorps ist von Norden her hereingekommen.

Nun summt es auch über unsern Köpfen. Ein deutscher Doppeldecker zieht elegante Kurven über Lemberg und so niedrig, daß man meinen könnte, er müsse gegen die Kreuze der Kirchtürme stoßen. Er und das deutsche Eiserne Kreuz unter den Flügeln werden mit begeistertem Jubel begrüßt, der sich bei jedem Bogen erneuert, den der Aeroplan über dem Markt zieht.

Mitten in dem festlichen Siegeszug trabt eine gewaltige Herde von Hornvieh daher; sie erregt große Heiterkeit, besonders als ein Schalk von Mädchen auch den Ochsen Blumen zuwirft.

Unaufhörlich strömen die Soldatenmassen vorüber. Wird es denn nicht bald ein Halt geben? Nein! Es ist ja noch nicht die Rückkehr der Sieger, die gefeiert wird, sondern nur ihr Durchzug. Ohne Rast und Ruh geht es nach Osten weiter, dem Feind auf den Fersen! Lemberg ist kein Ruhepunkt während des großen Reinemachens in Galizien. Niemand hat Zeit, auf seinen Lorbeern auszuruhen.

Vor Einbruch der Dämmerung unternahmen wir einen Spaziergang durch die Straßen. Im Automobil und auf dem Balkon war man in Sicherheit gewesen; im Volksgedränge war man verloren. Es war, als sei man unter lauter alten Bekannten. Junge hübsche Mädchen umringten uns, drückten uns die Hände und reichten uns Rosen. Man unterhielt sich mit Gott weiß wem. Besonders unser Begleiter Graf T..., der die Uniform der österreichischen Marine und das Abzeichen für Tapferkeit im Felde trug, wurde überall mit schallendem Hurra begrüßt.

Allmählich drangen wir aber doch bis zur Residenz des Gouverneurs von Lemberg durch, des Generals Riml. Er riet uns, schnell nach dem Stützpunkt auf Höhe 320 bei Rzesna-Ruska hinauszufahren, die am Morgen erobert worden war und deren Fall das Schicksal der Stadt entschieden hatte.

Es war bereits dunkel, und wir hatten Laternen mit. Die Granaten der schweren Mörser hatten eine unheimliche Verwüstung angerichtet. Arme, Beine und Leiber ohne Kopf lagen umher; man mußte sich vorsehen, daß man nicht auf einen verstümmelten Russen trat. Quer über den Weg lag ein Soldat splitternackt; der Luftdruck hatte ihm die Kleider vom Leibe gerissen, ohne seinen Rücken zu verletzen! Die Verteidigungswerke waren mit der üblichen Gründlichkeit der Russen ausgebaut und hätten länger gehalten werden können, wenn nicht die Gefahr der Einschließung diese Meister der Befestigungskunst gezwungen hätte, Stellungen aufzugeben, in denen sie sich so hartnäckig festgesetzt hatten. Die Beute war auch nicht groß, die Zahl der Gefangenen geringer als man gehofft hatte. Aber was bedeutete das, da Lemberg wiedererobert und von der Moskowiterherrschaft befreit war!

Am Abend dieses Tages weilte Mackensen in seinem Hauptquartier in Jaworów. Man saß eben beim Abendbrot, als eine Ordonnanz hereintrat und dem General ein Telegramm überreichte. Er erbrach es, las es, steckte es in die Tasche und saß dann lange mit gekreuzten Armen stumm und ernst da, in das elektrische Licht der Kronleuchter hineinsehend. Dann zog er das Stück Papier wieder hervor und überreichte es dem Stabschef, der ihm gegenübersaß. Oberst von S.... las es schnell, erhob sich, klopfte ans Glas und gab den Inhalt des kaiserlichen Telegramms bekannt: Mackensen war zum Feldmarschall ernannt worden. Ein jubelndes Hoch durchbrauste den Raum. Mackensen erhob sich und antwortete: „Meine Herren, ich sage wie der alte Blücher, als ihm von seinem König die höchste Würde der Armee verliehen wurde: ich bin weit über mein Verdienst geehrt worden. Die Ehre gebührt meinen Offizieren und meinen Truppen. Ich trinke auf meinen Stabschef!"

35. Kaiser Franz Joseph.

Auf der Rückreise weilte ich einige Tage in Wien, wo ich viele alte und neue Freunde traf. Die bedeutsamste Erinnerung aber, die ich an Wien habe, ist die Audienz bei dem 85jährigen Kaiser von Österreich und König von Ungarn, Franz Joseph.

Es war Sonntag den 4. Juli. Wien badete sich in Sommersonne und Wärme. Auf dem Ring wanderten Männer und Frauen. Man merkte nichts Ungewöhnliches, nur schien eine Stimmung von Ernst über die sonst so heitere Stadt gebreitet. In seinem gewaltigen Park träumte Schönbrunn, das Schloß der Maria Theresia. Dort hatte Napoleon auf der Höhe seiner Macht gewohnt und war sein Sohn, der Herzog von Reichstadt, gestorben, als die Napoleonische Zeit bereits der Geschichte angehörte. Dort hatte der Sohn des Titanen auf seinen Knien einen Knaben gehalten, der noch jetzt im Spätwinter seines Alters in Schönbrunn residiert.

Ist es eine Übertreibung, wenn man sagt, daß kein jetzt Leben-

der und in der Vergangenheit nur wenige so hart geprüft worden sind, wie Kaiser Franz Joseph? Gewaltsam wurde er seiner Nächsten beraubt, seines Bruders, seiner Gemahlin, seines einzigen Sohnes und des Fürsten, der nach ihm die Monarchie regieren sollte. Kein menschliches Verbrechen war zu schändlich, kein Unglück zu groß, als daß es nicht in seiner unmittelbaren Nähe eingetroffen wäre. Ein Italiener ermordete seine Gemahlin, ein Serbe entzündete durch die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand das Feuer dieses Weltkriegs. Im Revolutionsjahr 1848 empfing er die schwerste aller Kronen, und er trägt sie noch jetzt, 1915, wo die ganze Erde unter dem größten Krieg, den die Geschichte kennt, erzittert. 67 Jahre lang ist er Kaiser der heterogensten Monarchie, die es gibt, und in einem Zeitraum, der sonst ein paar Generationen zu umfassen pflegt, haben seine erhabene Persönlichkeit und sein feiner Takt es vermocht, die elf Nationen zusammenzuhalten und, was noch mehr ist, sie zu einer Einheit zusammenzuschließen, deren Kraft dieser Krieg am besten beweist. Die Ereignisse, Unruhen und Kriege von bald sieben Jahrzehnten haben ihn umbraust, und noch steht er königlich aufrecht und stolz wie die Klippe im aufgeregten Meer. Er hat Fürsten Throne besteigen, altern und sterben und ihre Nachfolger wiederum sterben sehen. Er steht da als der Letzte einer Generation, die längst dahingegangen, und sein Name gehörte schon der Geschichte an, als die Welt noch nicht wußte, wer Bismarck war.

Kein Monarch unsrer Zeit ist der Gegenstand größerer Achtung und Liebe als der betagte Herrscher auf dem Thron der Habsburger. Sein Name wird mit fast religiöser Verehrung genannt. Nie schallt der Jubel herzlicher und wärmer, als wenn der Kaiser sich zwischen der Hofburg und Schönbrunn in seinem Wagen zeigt. In Sturmjahren war er das zusammenhaltende Glied in seinem weiten Reiche, und als er bei Kriegsausbruch seine Völker zu den Waffen rief, fühlten sie alle ihre Zusammengehörigkeit unter dem Doppeladler. Alle wußten auch, daß dieser ehrwürdige Greis zur Erhaltung des Friedens so weit ging, als



Einzug in Lemberg.
Der Platz vor dem Hotel George.

Vorbeimarsch der Truppen vor Prinz Leopold von Bayern nach dem Einzug in Warschau.

seines Reiches Ehre und Bestehen erlaubten, und daß er tief und bitter das Blutbad beklagte, das nun kommen mußte. Von gewisser Seite hat man versucht, die Schuld an dem Weltkrieg auf ihn zu wälzen. Er hätte den Mord des Thronfolgers verwinden können, sagte man in Staaten, die die englische Ritterlichkeit, dem unterdrückten Belgien zu Hilfe zu kommen, gepriesen haben! Man verschweigt nur, daß Serbien, von Rußland aufgehetzt und vom hochmütigen Großbritannien ermuntert, für Österreichs und Ungarns Zukunft überaus gefährlich war und geradezu den Bestand der Monarchie bedrohte. In den Zeitungen der Entente hat man sich nicht gescheut, den Kaiser mit Schmähungen zu überhäufen. Man vergaß, daß Spott nur erlaubt ist, wenn er geistreich ist, aber der Straße angehört, wenn er zu pöbelhafter Roheit herabsinkt.

Kaiser Franz Joseph ist, durch die Grausamkeit des Lebens abgehärtet, Philosoph geworden in des Wortes schönster Bedeutung. Den Hohn des fremden Pöbels beachtet er nicht. Er steht zu hoch, als daß die Roheiten der Ententepresse ihn treffen könnten.

Am 4. Juli hatte der Kaiser, wie gewöhnlich am Sonntag, das Hochamt in der Schloßkapelle besucht. Die Audienz war auf 1 Uhr angesetzt. Man wies mich in das Zimmer des Flügeladjutanten, wo mich Oberst von Spányik empfing. Man muß eine gute Viertelstunde vor der angesetzten Zeit zugegen sein, denn der Kaiser klingelt zuweilen, bevor die Stunde der Audienz geschlagen hat. Während ich wartete, erzählte mir Oberst von Spányik, der Kaiser habe noch bis vor kurzem seine tägliche Reittour unternommen und in den letzten Jahren sei keine nennenswerte Einschränkung seiner Arbeit eingetreten. Sein ganzes Leben ist Arbeit gewesen, und er widmet sich noch wie in jungen Jahren allen wichtigen Angelegenheiten. Fast täglich empfängt er Minister, Offiziere und Gesandte und verfolgt den Verlauf des Kriegs mit größter Anspannung. Sein Tag ist nach dem Glockenschlag eingeteilt, wie bei Hindenburg. 8 Uhr abends geht er zur Ruhe, früh um 4 steht er auf. Eine halbe Stunde später wird ein leichtes Frühstück

hereingebracht; um 5 sitzt der Kaiser am Schreibtisch. Um 8 Uhr vormittags wird das zweite Frühstück eingenommen; darauf folgt eine Promenade im Park oder eine Ausfahrt. Da kann es geschehen, daß der Kaiser sich auf eine Bank niederläßt und frische Luft genießt, auch wenn sein Gefolge es ziemlich kalt und windig findet. Die Ausfahrt erfolgt stets mit Pferden, denn der Kaiser verabscheut die Automobile und liebt die Pferde; er war in den Tagen seiner Kraft einer der besten Reiter. Ich habe ihn einmal reiten sehen. Das war vor fünfundzwanzig Jahren, als die schwedische Gesandtschaft an den Schah von Persien durch Wien kam und der Kaiserparade beiwohnen durfte. Da ritt der Kaiser an der Spitze seines Stabes im Galopp über die „Schmelz" und saß schlank und aufrecht im Sattel wie ein Jüngling. Noch heute ist er ein leidenschaftlicher Jäger und trotz seiner Jahre ein sicherer Schütze.

Um 12 Uhr wird zu Mittag gegessen; dann folgen wieder mehrere Arbeitsstunden. Der Tisch des Kaisers ist von äußerster Einfachheit. Feste werden in Schönbrunn nicht mehr gefeiert. Wo zur Zeit der Maria Theresia das Hofleben in all seiner Pracht brauste, ist es jetzt lautlos still. In der Einsamkeit fühlt sich der Kaiser am wohlsten; er nimmt auch alle seine Mahlzeiten allein ein. Sogar das Mittagbrot wird ihm ganz einfach auf einem Tablett ins Arbeitszimmer hereingetragen und auf den Schreibtisch gestellt. Zuweilen geschieht es, daß ein Mitglied des Kaiserhauses, z. B. Erzherzog Karl, den der Kaiser sehr liebt, zugegen ist. —

Mitten in meiner Unterhaltung mit dem Adjutanten klingelte es. Ich durchschritt den großen Salon und öffnete selbst die Tür des Arbeitszimmers, eines großen Eckzimmers links von den Türen des Burghofs und mit Aussicht auf die Straße, wo der Verkehr auf und ab wogt. Es liegt im Erdgeschoß, und der Schreibtisch steht etwas vom letzten Fenster entfernt.

In diesem Zimmer ging der Kaiser auf und ab. Als ich eintrat, wandte er sich hastig um, kam auf mich zu und gab mir freundlich die Hand. „Willkommen, Herr Doktor, es ist nun

sechs Jahre her, seit wir uns das letzte Mal trafen. Was ist seitdem nicht alles geschehen!" Damit ließ sich der Kaiser neben dem Schreibtisch nieder und bot mir den Stuhl an dessen Schmalseite an. Er saß nicht etwa bequem zurückgelehnt, nein, er stützte den linken Ellbogen auf den Tisch, den rechten auf die Stuhllehne, und so blieb er die ganze Stunde, die die Audienz währte, sitzen. Nur zuweilen stützte er seinen Kopf in die linke Hand. Sein Aussehen ist weltbekannt: die graublauen, freundlichen Augen, die kräftige, breite Nase, die hochgewölbte Stirn, der schneeweiße, volle Schnurrbart und der gut gepflegte Backenbart. Sein Gesicht hat Farbe und zeigt weniger Runzeln als andere 85jährige. Er trug eine hellblaue Uniform mit gesticktem, rotem Kragen und vier goldene Orden, darunter einen aus dem italienischen Feldzug des Jahres 1848.

Das Gespräch drehte sich ausschließlich um den Krieg. Ich mußte über meine Fahrten an der Ostfront berichten, und als ich nach Kolomea und der Bukowina kam, fragte der Kaiser, ob ich Pflanzer-Baltin, Papp und Fischer getroffen habe. Er fragte, wo und unter welchen Verhältnissen ich mit den Erzherzögen Friedrich und Joseph Ferdinand zusammen gewesen sei, und sprach mit großer Wärme von den unschätzbaren Diensten, die Conrad von Hötzendorf dem Reiche und ihm selbst geleistet habe. Als die Rede auf die Karpathenfront kam, verweilte der Kaiser bei von Linsingen und fragte, ob ich in Bothmers Quartier gewesen sei, wobei er hinzufügte: „Es ist merkwürdig, er ist Bayer, befehligt aber preußische Truppen." Besonders lange sprach er von Mackensens Durchbruch in Galizien und von den Leistungen der Armee Böhm-Ermollis und der Truppen Boroević'. Die Worte des Kaisers bewiesen, daß er bis in jede Einzelheit mit den Kriegsereignissen vertraut und daß nichts ihm neu war, was ich erzählte. Er machte niemals einen Unterschied zwischen den verschiedenen Nationen, die seinem Zepter gehorchen.

Seine Äußerungen über Italien müssen mein Geheimnis bleiben. So viel aber kann ich sagen, daß der treulose Friedensbruch des Bundesbruders ihn aufs tiefste geschmerzt hat.

11*

Zuletzt warf der Kaiser einen Blick auf die auf dem Schreibtisch stehende Uhr und sagte: „Nun will ich Sie nicht länger aufhalten, Herr Doktor.“ Dann stand er auf, gab mir die Hand und begleitete mich bis zur Tür. Als ich meiner Freude darüber Ausdruck gab, Seine Majestät so wohl gefunden zu haben, erwiderte er: „Ach, das sieht bloß so aus. Was habe ich nicht alles in meinem langen Leben durchmachen müssen, und dann kam nun schließlich dieser furchtbare Krieg!“

„Millionen Menschen beten täglich für das Wohlergehen Eurer Majestät.“

„Ja, und ich bin dankbar dafür. Aber das Alter ist eine Krankheit, die nicht zu heilen ist.“

Als ich die Tür öffnete, ging der Kaiser ins Zimmer zurück. Ich sah noch, wie elastisch und leicht sein Gang war: er ging mit durchgedrückten Knien und langen Schritten. Wie wenig ähnelte er dem böswilligen Zerrbild, das die Schriftsteller der Ententepresse von ihm gaben, die ihn niemals sahen, aber, um die Leute zu betrügen, ihn so schildern, als kännten sie ihn genau.

36. Warschau.

Eine wunderliche Stimmung herrschte in Warschau, als ich am 6. August, einen Tag nach dem Fall der Stadt, dort anlangte. In dem furchtbaren Gedränge auf den Straßen verspürte man nichts von Aufregung oder Eile. Die Bevölkerung war vollkommen ruhig, schien aber mit dem Wechsel der Dinge zufrieden. Man grüßte freilich nicht und rief auch nicht Hurra wie in Jaroslau und Lemberg. Die vornehme Würde einer großen Metropole herrschte in dieser vielumstrittenen Stadt, die gestern von dem russischen Joch befreit worden war. Nur Trainkolonnen, Posten vor bestimmten Gebäuden, marschierende Truppen und reitende Gendarmen erinnerten an den Krieg. Die elektrischen Bahnen verkehrten wie gewöhnlich und waren dicht besetzt, und es wimmelte von Droschken. Der Aufbruch der Russen war so schnell geschehen, daß sie die Droschkenpferde nicht mehr hatten mitnehmen können.

Von Stunde zu Stunde wurde es auf den Straßen lebhafter. Neue Truppen kamen, neue Automobile mit schwarzweißrotem Wimpel rasten vorüber. Zuweilen hörte man Flintenschüsse, und die Kugeln klatschten gegen die Häuser. Die in Praga zurückgelassene russische Nachhut hatte die Aufgabe, die Deutschen zu beunruhigen und solange wie möglich an dem Übergang über die Weichsel zu hindern.

Die Bewohner der polnischen Hauptstadt kümmerten sich aber nicht das geringste darum. Zwar hatte man mehrere verwundete Zivilisten auf Bahren fortgetragen, einige waren auch getötet worden; aber der Straßenverkehr erlitt dadurch keinen Abbruch. Er nahm eher zu. Da sah man elegante polnische Edelleute, sah schwarzbraune Juden, die den deutschen Soldaten freundlich zulächelten, sah ganze Familien, sogar Dienstmädchen mit Kinderwagen und nicht zum wenigsten junge Mädchen in weißen Sommerkleidern und Hüten nach der neuesten Mode. Die prächtigen Großstadtstraßen mit ihren schattigen Baumreihen, die öffentlichen Gebäude, Museen, Klöster, Gartenanlagen und Schlösser strahlten üppig und prunkend in der Sommersonne.

Ein Jahr und einige Tage hatte der Krieg die alten Mauern Warschaus umtobt. Nun hatte die Stunde der Befreiung geschlagen. Von Not und Elend war nichts zu bemerken. Nur die Bahnhöfe, Lagerhäuser und Kasernen waren zerstört. Getreide, gemahlenes und ungemahlenes, und andere Vorräte, die nicht mehr fortgeschafft werden konnten, hatten die Russen bei ihrem Abzug verbrannt und sich dadurch in letzter Stunde so verhaßt gemacht, daß nunmehr die Deutschen mit reservierter, aber deutlicher Freundlichkeit aufgenommen wurden, weit freundlicher als in Lodz, wo die Industrie unter dem Krieg schwer gelitten hatte und viele Arbeiter brotlos geworden waren.

In der Hauptgeschäftsstraße Warschaus, Nowy-Świat (Neue Welt), promenierte die feine Welt. Der zwischen Nowy-Świat und der Weichsel gelegene Teil der Jerusalemer Allee, der nach Praga jenseits der Weichsel zu ganz offen liegt, war unter Infanteriefeuer

und deswegen durch eine Postenkette gesperrt. An der Kreuzung der beiden Straßen waren also die Spaziergänger jeden Augenblick in Lebensgefahr. Aber sie lachten dazu und beschleunigten nicht etwa ihre Schritte, im Gegenteil. Es war ja zu interessant, dort hinüberzusehen, wo die heutigen Feinde, die Freunde von gestern, noch standhielten und tapfer herüberschossen.

Die Hinterzimmer des Hotels Bristol, wo ich einkehrte, hatten Aussicht nach Praga und waren daher jeden Augenblick dem russischen Feuer ausgesetzt. Ab und zu schlug eine Kugel durch ein Fenster, und als ich in der Badewanne lag, hörte ich die Schüsse gegen Fensterrahmen und Fensterbleche klatschen! In der Badewanne war man sicher; beim Ankleiden aber tat man klug daran, sich dem Fenster nicht zu nähern. Obendrein hatte ich schon auf dem Wege das Gerücht gehört, Hotel Bristol sei von den Russen unterminiert und werde in der Nacht in die Luft fliegen. Eine Untersuchung hatte aber nichts Verdächtiges ergeben, und auch das ganze Hotelpersonal war ruhig dageblieben.

Das Ziel meiner ersten Ausfahrt war das südlich der Stadt gelegene Fort Nr. 9, das tags zuvor, 3 Uhr früh, erobert worden war. Veraltet und untauglich gegenüber der deutschen Artillerie, bot es ein Bild furchtbarer Zerstörung. Schon im Herbst, als die Deutschen zuerst vor Warschau lagen und die Russen sich schon auf den Rückzug gefaßt machten, hatten sie die Betongewölbe des Forts gesprengt, in der Zwischenzeit aber die Befestigungen, so gut es ging, wiederhergestellt und verstärkt. Jetzt bestand die Besatzung aus einem Zug jener Kompagnie, die den Sturm auf das Fort mit außerordentlicher Tapferkeit unternommen hatte. Zwanzig Minuten vor meiner Ankunft war das Fort noch vom Ostufer her mit Schrapnells beschossen worden. Ein paar frische Gräber waren pietätvoll mit russischen Soldatenmützen und Heiligenbildern geschmückt.

Als ich auf der Rückfahrt wieder die Stadt erreichte, schwebten über ihr zwei Aeroplane, die mit Schrapnells beschossen wurden. Der eine Flieger war ein Russe; er war beständig von den kleinen

Explosionswolken umgeben, und es war ein Wunder, daß er nicht herabstürzte. Der andere Flieger war ein Deutscher; er wurde von den Russen aus Praga beschossen und gab Lichtsignale, um nicht auch noch von deutschem Feuer gesucht zu werden. Der Russe ließ ein paar Bomben fallen, die offenbar dem Hotel Bristol galten, das der Brennpunkt der Stadt war.

Heimgekehrt, kletterte ich in den fünften Stock des Hotels hinauf und ging auf einen Balkon, der Praga zugekehrt war. Man konnte von hier oben buchstäblich in die russischen Schützengräben am Praga-Ufer hineinsehen; sie waren bloß 950 Meter entfernt. Soldaten sah man nicht, die hielten sich verborgen. Aber man hörte in einemfort das Knattern des Gewehrfeuers, das gegen die Warschauer Straßen gerichtet war, die nach Praga zu offen liegen. Und immer noch schlugen die Kugeln in die Hotelzimmer ein.

Um 11 Uhr abends war die Krakauer Straße öde und leer. Kein Zivilist durfte sich nach 9 Uhr mehr sehen lassen. Hier und da stand ein Posten. Um so lauter schallten die russischen Grüße, und als ich an der Ecke einer Querstraße vorüberkam, hörte ich die Kugeln vorbeipfeifen. Am Eingang des Hotels entstand eine plötzliche Aufregung, denn dort zeigte sich ein bewaffneter russischer Offizier. Er wurde festgenommen und in das Untersuchungszimmer im Erdgeschoß geführt, wo ich dem Verhör beiwohnte. Es wimmelte natürlich von russischen Spionen, die einer nach dem andern den Deutschen in die Hände fielen.

Ich schlief bei offenem Fenster und lauschte eine Weile dem eigentümlich lauten Geknatter des Gewehrfeuers. Die scharfen Schüsse klangen wie Peitschenknalle; bald schlugen die Kugeln gegenüber in die Häusermauer ein, bald trafen sie, ritsch-ratsch, ein schwachgeneigtes flaches Dach oder sprangen von dem Straßenpflaster ab. Man hörte nicht nur den Knall und Einschlag, sondern auch das Pfeifen in der Luft, und das Feuer war so stark, daß man den Schlag der Kirchturmuhr nicht zählen konnte.

Am nächsten Morgen hörte man nur noch vereinzelte Schüsse. Der Platz vor dem Königlichen Schlosse war noch gesperrt, da

die Russen hierhin mit Vorliebe geschossen hatten. Mein Ausweis öffnete mir jedoch den Weg, und ich unternahm einen gründlichen Rundgang durch das alte von König Sigismund Wasa erbaute Schloß, dessen ganze Fassade nach der Weichsel hinausgeht. Fast alle Fenster waren zerschossen: die Gewehrkugeln saßen in den vergoldeten Stühlen und Sofas und in den Wänden hinter den seidenen Tapeten, und noch immer kamen von Zeit zu Zeit neue.

Auch am zweiten Abend wurde Warschau von Praga aus noch immer scharf beschossen, doch etwas weniger als gestern. Die Warschauer Restaurants waren gleichwohl den ganzen Tag offen und vollbesetzt, mußten aber um 9 Uhr geschlossen werden. Eine unbeschreibliche Stimmung! Man lauschte festlicher Musik, während das russische Feuer draußen knallte und Verwundete fortgetragen wurden. Ich suchte wieder den Balkon im fünften Stock auf, um die Brände zu sehen, die verschiedene Teile von Praga verheerten, den Petersburger und den Terespoler Bahnhof mit allen Nebengebäuden und Magazinen, weiterhin Kasernen, Lagerhäuser, Fabriken und andere Gebäude von militärischer Bedeutung. Rauchwolken lagen über der Stadt, und die Flammen warfen einen unheimlichen Schein auf Häuser, Dächer und Kirchtürme. Im Norden, beim Weichselbahnhof, hatten die Russen etwa 1000 Personen- und Güterwagen zusammengeschoben, mit Petroleum begossen und angezündet. Wagen und Ladung verbrannten, so daß nur Räder, Achsen und Gestelle übrigblieben, die wie merkwürdige Raubtierkäfige aussahen.

Am Morgen des 8. Augusts fuhr ich mit den Militärattachés unter der Führung des Grafen K..... bei Regenwetter nach Werk Nr. 8 hinaus, das südsüdöstlich von Warschau und westlich von Wilanów liegt. Mit Hilfe einer großen Karte erklärte uns Graf K..... die Erstürmung der Stadt.

Am 2. August war der deutsche Vormarsch gegen die Westfront Warschaus so weit vorgeschritten, daß die Russen anfingen, nervös zu werden. Zwei Tage später begannen zwei preußische Divisionen den Sturm, doch mit größter Vorsicht, denn es hieß,

der Feind habe das ganze Gelände vor und zwischen den Forts unterminiert. Eine andere Schwierigkeit bestand darin, daß es sich als unmöglich erwies, zwischen den verschiedenen Kampfgruppen telephonische Verbindung herzustellen. Mitteilungen an die verschiedenen Befehlshaber mußten daher nach alter Weise durch Meldereiter überbracht werden.

Zwischen 4 und 6 Uhr nachmittags erreichte der Angriff das Werk Nr. 8, das vorher mit schwerer Artillerie gehörig beschossen worden war. In einer Entfernung von 200 Metern wurden aber die Sturmkolonnen mit so starkem, teilweise flankierendem Maschinengewehrfeuer überschüttet, daß der Angriff zunächst zusammenbrach. Die Deutschen gruben sich, so gut es ging, ein, um sich während der Nacht zu erholen. Am Morgen des 5. Augusts aber wurde Fort 8 genommen; bald darauf auch Werk 9. Damit waren die Deutschen so weit, daß sie von Süden her die Westfront aufrollen konnten. Deren weitere Verteidigung war jetzt sinnlos, und 6 Uhr vormittags rückten die ersten preußischen Abteilungen in Warschau ein. Eine Stunde vorher sprengten die Russen die drei Weichselbrücken in die Luft. Das .... Infanterieregiment kam zuerst in die Stadt hinein. Alles ging so schnell, daß trotz entgegengesetzter offizieller Behauptungen die eiserne Ruhe der vorrückenden deutschen Schützenlinien fast unheimlich auf die Moskowiter wirkte. Aus einem Fesselballon beobachtete man, wie ein Zug nach dem andern von Praga aus nach Osten dampfte.

Dann drangen allmählich auf dem ganzen Gebiet zwischen Wilanów und Bielany deutsche Truppen bis zur Weichsel vor. Bis auf weiteres mußte man hier haltmachen. Man verstärkte die gewonnenen Stellungen, denn wenn auch der breite Strom zwischen den Heeren lag, hielt man doch einen Handstreich nicht für ausgeschlossen; die vielen Stäbe, die sich bereits in Warschau niedergelassen hatten, waren keine üble Lockspeise für die russische Unternehmungslust.

In strömendem Regen fuhren wir in die Stadt zurück. Einer der fremden Offiziere erzählte mir während der Fahrt eine kleine

Anekdote. Als die fremden Militärattachés neulich einen Punkt der Front besuchten, der unter Artilleriefeuer lag, war eine Granate ganz in ihrer Nähe eingeschlagen. Der amerikanische Attaché fand diese Art, Neutrale zu behandeln, reichlich frech. Doch einer seiner Begleiter bemerkte ironisch: „Das ist nur ein Gruß aus Ihrem Vaterland!"

Am Nachmittag machte ich mit den Militärattachés eine Fahrt über die Weichsel nach Praga. Die Russen hatten frühmorgens die alte Stadt geräumt. Am Ufer fanden wir ein flaches Boot, das von zwei Männern mit Stangen über den Strom gestoßen wurde, der hier höchstens anderthalb Meter tief war. Wir besuchten die vor einigen Stunden verlassenen Schützengräben, unterhielten uns mit Polen und Juden, fuhren kreuz und quer durch die Stadt und besichtigten die niedergebrannten Bahnhöfe, Kasernen und Fabriken, in deren Aschehaufen arme Leute nach Metallstücken suchten. Wichtige Straßen wurden von deutschen Maschinengewehren bestrichen, die für den Fall eines Angriffs oder Auflaufs bereitstanden.

Am 9. August hielt Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern seinen feierlichen Einzug in Polens Hauptstadt. Zwischen dichtgedrängten Reihen von Zuschauern ritten Dragoner und Ulanen; hinter ihnen an der Spitze seines Stabes der Prinz. Auf dem Sächsischen Platz bei der Alexander-Newskij-Kathedrale spielte ein gewaltiges Musikkorps einen Siegesmarsch. Hier saß der Prinz ab, nachdem die Truppen vorübergezogen waren. Etwa dreißig Soldaten, die sich besonders ausgezeichnet hatten, empfingen von ihm das Eiserne Kreuz, wobei er sich mit jedem unterhielt und Mann für Mann die Hand drückte. Dann fuhr er nach Schloß Belvedere und gab um 1 Uhr im Hotel Bristol ein Mittagessen. Gegen dessen Schluß hielt er eine glänzende, an historischen Erinnerungen reiche Rede über Warschaus Fall und dankte nochmals allen, die ihm zum Siege verholfen hatten.

Nachmittags ruderte ich in Gesellschaft Ganghofers nochmals nach Praga hinüber, und als wir am Abend zurückkehrten, sahen wir

den Vormarsch der Truppen über die Kriegsbrücke, die am Abend vorher im Laufe von 3½ Stunden gleich oberhalb der gesprengten Brücke in der Verlängerung der Jerusalemer Allee über die Weichsel geschlagen worden war! Man war eben dabei, am Warschau-Ufer zwei starke Scheinwerfer aufzustellen, deren Licht des Nachts die ganze Brücke beleuchten sollte. Wenn die Artilleriekolonnen, Kanonen, Haubitzen und schweren Munitionswagen donnernd und rasselnd daherfuhren, knackten die Planken, und die ganze Brücke ging in Wellen. Ein Ponton nach dem andern sank tiefer in das Weichselwasser hinein und erhob sich wieder, sobald die Belastung geringer wurde. Die Kavalleristen führten ihre Pferde am Zügel. Kaum waren sie aber auf der Pragaseite ans Land gekommen, so schwangen sie sich in die Sättel und tänzelten am Ufer herum, bis sie ihren Platz in der Marschkolonne einnahmen. Unterhalb oder nördlich von der riesigen neuen, von den Russen gesprengten Brücke ruhte die Alexanderbrücke mit ihrer gitterförmigen Eisenkonstruktion auf fünf Steinpfeilern.

37. Beim Sturm auf Nowo-Georgiewsk.

Nach dem Fall von Warschau war der von Nowo-Georgiewsk nur eine Frage von Tagen. Schon waren einige seiner nordwestlichen Forts bezwungen, und als ich mich am 16. August gerade im Hauptquartier des Generaloberst von Beseler befand, kam die Nachricht vom Fall des Forts Nr. 15, die große Befriedigung erweckte. Generaloberst von Beseler jedoch äußerte sich noch sehr vorsichtig. Die Besatzung der Festung wußte, daß sie völlig eingeschlossen war und keine Hilfe von außen zu erwarten hatte. Es war daher sicher, daß sie sich mit großer Ausdauer verteidigen würde.

Am 17. August fuhr ich in Begleitung einiger liebenswürdigen Offiziere nach Cegielnia, von wo Fort 16 unter schwerem Feuer gehalten wurde. Über den deutschen Infanteriestellungen krepierten zahlreiche Schrapnells. Lichtbomben gaben gerade der Artillerie

das Signal, ihr Feuer weiter vorzuschieben. Die Infanterie war also schon im Vorrücken.

Von Cegielnia aus gingen wir zu Fuß nach der am 13. August nach heftigem Kampf genommenen russischen Stellung. Der Graben war mit allerhand Gerät und Trümmern angefüllt; da standen Kessel mit nicht verzehrter Suppe, und Töpfe mit gekochten Kartoffeln, Kommißbrot, Geschirr und dergleichen verrieten, daß man gerade beim Mittagessen vom Sturm überrascht worden war. In einer Ecke der Brüstung hing ein ziemlich großes vergoldetes Bild der Schwarzen Muttergottes von Czenstochau, und polnische Gebet- und Gesangbücher lagen umher.

Von einer kleinen Anhöhe aus konnte ich beobachten, wie ungeniert die deutschen Soldaten sich dem Fort Nr. 16 näherten, und wie die Krankenträger mitten im Feuer ihres Amtes walteten. Am Rand des Waldes, etwa 2½ Kilometer jenseits von Pieńki, hatten die Russen haltgemacht; ihre Infanterie und ihre Maschinengewehre verbargen sich hinter einer langen Reihe von Schutzschilden. Dieser Waldrand war jetzt das Ziel des deutschen Feuers.

Das Schauspiel war das gewöhnliche, das schwache Nerven angreifen konnte: weiße Explosionsbukett und braune Staubsäulen, und dazu ein ungeheurer Geschützdonner, denn wir waren von allen Seiten von feuernden Batterien umgeben. Man fühlte, wie der eiserne Ring sich immer mehr um die unglückliche Festung legte, die jetzt eine wahre Hölle sein mußte und deren Schicksal bereits besiegelt war. Auch lagen schon gewisse Anzeichen der Demoralisation der Besatzung vor. Heute war ein Hauptmann mit seiner ganzen Kompagnie herübergekommen, um sich zu ergeben, und die Gefangenen verrieten, daß andere ihrem Beispiel folgen wollten. Der Kommandant aber, General Bobr, so wurde erzählt, habe in diesem Krieg seine Frau und seinen einzigen Sohn verloren und wolle sich daher bis zum äußersten verteidigen; ihm sei es vollkommen gleichgültig, ob er falle.

Als ich nach Cegielnia zurückkehrte und eben das zusammengeschossene Dorf erreichte, schlug dicht neben meinem Automobil

eine Granate ein; ihr folgten in kurzen Zwischenräumen sechs andere. Gewaltige schwarze und dunkelgraue Staubsäulen erhoben sich doppelt so hoch wie die Bäume. Die Russen suchten eine Batterie, die neben dem Dorf stand. Und als wir nach C........ zurückfuhren, bekamen wir noch weitere vier Granaten nachgeschickt. Wir hatten das Klappverdeck aufgeschlagen, weil es regnete; daher konnten wir die Einschläge der Geschosse nicht sehen und hatten ein Gefühl, als würden wir verfolgt und die Explosionen kämen uns immer näher. Plötzlich blieb auch noch das Auto im Schlamm stecken — wir mußten zurück, vermehrten dann unsere Geschwindigkeit und fuhren uns nur um so tiefer fest! Schließlich mußten wir aus einem nahen Biwak Hilfe holen und kamen so endlich los und heil nach Warschau zurück.

Am nächsten Tag saßen wir gerade bei Tisch, als Ganghofer mit der Nachricht hereinplatzte, Nowo-Georgiewsk sei gefallen. Er hatte selbst die Truppen bei ihrem Einzug in die Stadt begleitet. Am nächsten Morgen eilte ich in rasender Fahrt der eroberten Festung entgegen.

Die Brücke über die Wkra, einem nördlichen Nebenfluß des Narew gleich oberhalb der Stelle, wo dieser in die Weichsel mündet, war natürlich gesprengt, aber man arbeitete, was das Zeug hielt, an einer Kriegsbrücke. Eine Reihe von Stegen war schon über die Wkra gelegt, und auf ihnen marschierte ein ununterbrochener Strom von Gefangenen. Die Leute sahen zum Teil sehr vergnügt aus; einige sangen und waren etwas angeheitert; andere jedoch waren so herunter, daß sie von Kameraden gestützt werden mußten, die noch fester auf den Beinen waren.

Wir warteten und unterhielten uns mit einigen deutschen Offizieren, die uns berichteten, daß der entscheidende Angriff gegen die nordöstliche Frontsektion im Winkel zwischen Wkra und Narew erfolgt sei. Die letzte Artillerievorbereitung war einige Stunden lang von 80 schweren Geschützen durchgeführt worden, von denen 60 auf der verhältnismäßig geringen Front von drei Kilometern vereint gewesen waren.

Die Festung hatte einen Umkreis von 50 Kilometern. Gewöhnlich rechnet man einen Mann Besatzung auf den Meter der Peripherie. Demnach hätten sich etwa 50000 Mann darin befinden müssen. Die Zahl der Gefangenen betrug aber 90000, von denen freilich die größere Hälfte Arbeitssoldaten waren. Der Angriff, der die Widerstandskraft der Russen endgültig gebrochen hatte, war von sächsischer Landwehr ausgeführt worden, genauer von der Landwehrbrigade Graf Pfeil. Nachdem die Deutschen die große Bresche in den Fortgürtel gelegt hatten, hatte General Bobr am 19. August abends 11 Uhr zwei Parlamentäre zum Generalobersten von Beseler geschickt, um die Übergabe der Festung abzuschließen. Der deutsche Befehlshaber aber hatte sie zurückgeschickt: er forderte die eigene Unterschrift des Kommandanten unter der Kapitulation. Endlich fand sich dieser selbst ein und unterzeichnete die Übergabe, fügte jedoch hinzu, er könne sich nicht für ein paar von den südlichen Forts verbürgen, deren Befehlshaber sich noch nicht ergeben wollten. Beseler antwortete kurz, die Beschießung dieser Werke solle wieder eröffnet werden.

Als ich reichlich lange den Strom der Gefangenen hatte vorbeiziehen lassen, bat ich die deutschen Feldwebel, mir den Weg freizumachen, und kam so aufs andere Ufer. Auch hier wimmelte der ganze Weg von Gefangenen; viele von ihnen waren betrunken.

„Wo habt ihr Branntwein herbekommen?" fragte ich.

Ein schwarzbärtiger Russe antwortete mit schwerer Zunge: „Einige haben Wodki aufgetrieben und sind voll, andere haben keinen erwischt und sind traurig." Die andern lachten dazu.

Neben der Straße lag ein Russe scharrend in einem Kartoffelacker. Als ich seine Kameraden fragte, ob er Kartoffeln suche, antworteten sie: „Nein, er kann nicht auf den Beinen stehen, er ist stockbetrunken." Später erfuhr ich, daß die Mannschaft in einem Lagerhaus einen Spiritusvorrat geplündert hatte. Im übrigen sahen die Russen prächtig aus, es waren schöne, große, gutgebaute Leute mit ausgezeichneten Uniformen, Stiefeln und Mützen — das beste Soldatenmaterial, das man sich wünschen kann.

In der Nähe der Zitadelle kamen Generalleutnant E......, Major H....., Polizeimeister von Glasenapp, Dr. Ganghofer und andere in Automobilen an uns vorübergefahren. Ich stieg einstweilen in Ganghofers Auto, während mein eigner Wagen geholt wurde; die neue Brücke war nämlich bereits fertig! Es ging wie im Märchen!

Auf einer Wiese lagen 200 Pferde in ihrem Blute; einige waren von Granaten getroffen, die übrigen erschossen worden, damit sie nicht eine Beute der Deutschen wurden. Auch an andern Stellen lagen Haufen von Pferdekadavern.

Von der Zitadelle und ihren Nebengebäuden stiegen undurchdringliche Rauchwolken auf. Kasernen, Offizierswohnungen, Magazine, alles stand in lichter Lohe, und durch die Fenster sah man wie in weißglühende Schmelzösen, in denen die Patronen knallten. An den brennenden Häusern vorüber fuhren wir das Ufer entlang, wo der Narew in die Weichsel mündet. Sicher war es hier nicht. Jeden Augenblick konnte ein Munitionslager in die Luft fliegen, und vom südlichen Weichselufer, das noch teilweise in russischen Händen war, oder wo wenigstens russische Soldaten herumstreiften, schoß man munter auf uns herüber. Neben der Weichselbrücke, die von großen roten Metallzylindern getragen wurde, lag eine ganze Flottille gesprengter Dampfer, deren weiße Rettungsbojen zum Teil bei den Sprengungen aufs Land geschleudert worden waren.

Überall Verwüstung und Feuer. Gewaltige Getreidelager brannten und glühten, und es roch in ihrer Nähe nach verbranntem Brot. Vieles wurde gleichwohl gerettet, Mehl, Konserven usw. 700 Kanonen und Massen von Munition fielen in die Hände des Siegers. Von den Geschützen waren viele modern, die meisten jedoch von älterem Modell. Der größere Teil der Geschütze war zerstört, indem das Verschlußstück oder ein anderer wichtiger Teil weggeschafft, wahrscheinlich in die Weichsel geworfen worden war. Man fand auch zwei Ballonabwehrgeschütze, die 3400 Meter hoch schossen, und drei vortreffliche Scheinwerfer. Die Eisenbahnbrücke

über den Narew war gesprengt. Um den Wirrwarr zu vermehren und die Wiederherstellungsarbeit zu erschweren, hatten die Russen zwei Züge mitten auf der Brücke aufeinanderstoßen lassen!

38. Kaiserparade vor Nowo-Georgiewsk.

Als wir genug der Verwüstung gesehen hatten, bestiegen wir wieder die Automobile, um nach Fort Nr. 16 zu fahren. Auf dem Wege dorthin hielt uns ein Posten an.

„Was ist denn los?"

„Seine Majestät wird erwartet. Der Weg soll freigehalten werden."

Ein Offizier erlaubte uns aber weiterzufahren, und von ihm hörten wir, Kaiser Wilhelm werde gegen 3 Uhr kommen und seinen Truppen in einer Parade auf dem Feld vor dem genannten Fort seinen Dank abstatten.

Rechtzeitig erreichten wir noch den Platz, um die Landwehrbrigade Graf Pfeil und ein Landwehrregiment aufmarschieren zu sehen. Ein Automobil nach dem andern raste heran. Die Generalität und viele Offiziere bildeten vor der Front eine immer größer werdende Gruppe. Zuletzt kam Feldmarschall von Hindenburg in Begleitung seines Stabschefs und Freundes Generalleutnant Ludendorff. Da ging ein Summen durch die Massen, und aller Augen waren auf den Sieger von Tannenberg gerichtet.

Nun fuhr eine Reihe von Automobilen nach der Stelle, wo wir uns befanden. Jugendlich frisch entstieg dem ersten der Kaiser und ging mit festen Schritten zu seinen Offizieren, die er begrüßte. Die Truppen marschierten vorüber. Kein Mann entging dem scharfen, suchenden, wachsamen Blick des obersten Kriegsherrn. Während ein Viereck um den Kaiser und die Generalität gebildet wurde, sprach Seine Majestät lange mit dem Feldmarschall. Darauf nahm er Oberst Graf Pfeil beiseite und ließ sich über den Sturm auf die Wkrafront berichten.

Dann trat der Kaiser allein in die Mitte des Vierecks und sprach mit einer Stimme, die über das ganze Feld schallte, ohne



Russische Feldbefestigungen an der Westfront von Warschau.



Russischer Schützengraben.

daß eine Silbe verloren ging. Er dankte den Soldaten für ihre Tapferkeit und den unvergänglichen Ruhm, den sie dem Reiche erworben, und für die neuen Lorbeeren, die sie an ihre schon so oft sieggekrönten Fahnen geknüpft hatten. Der Herr der Heerscharen habe seine Hände über sie gehalten und ihr Tun zum Besten des Vaterlandes gefördert. Mit dankbarer Anerkennung nannte er den Eroberer Antwerpens, der heute abermals den Namen einer großen Festung mit seinem eigenen verknüpft habe. Er dankte dem Grafen Pfeil, der den Durchbruch geleitet hatte, und er dankte jedem Truppenverband besonders. Daß er auf dem Schlachtfelde selbst zu seinen Soldaten an diesem Tage reden könne, an dem Nowo-Georgiewsk endgültig gefallen, betrachte er als ein Glück, das er nie vergessen werde!

Der Kaiser sprach langsam und sicher. Kein Wort wurde wiederholt. Die Stimme vibrierte nicht im geringsten, sondern schallte mit der befehlenden Kraft eines Imperators. Aus der ganzen Art des Kaisers, aus seinen Bewegungen, seinem Tonfall sprach die unerschütterliche Gewißheit des Sieges auf allen Fronten. Inmitten seiner Truppen stand er wie die Verkörperung von Deutschlands unüberwindlichem Willen, seine Widersacher niederzuwerfen und das neue Weltreich auf einer breiteren Grundlage aufzubauen als zuvor.

Von den Generalen und andern Offizieren begleitet, kehrte der Kaiser nach seinem Automobil zurück. Mit Admiral von Müller und Exzellenz Treutler ging ich in derselben Richtung. Als ich etwa 10 Meter entfernt an dem Wagen des Kaisers vorüberkam, hörte ich seine Stimme meinen Namen rufen und eilte auf ihn zu. Links von ihm saß Generaloberst von Beseler, auf dem Vordersitz der Generalstabschef, General Freiherr von Falkenhayn, und sein Adjutant. „Was sagen Sie dazu! In wenigen Tagen zwei Festungen wie Kowno und Nowo-Georgiewsk!" waren seine ersten Worte. Und dann zählte er auf, was an Gefangenen, Geschützen und anderm Material an beiden Plätzen erbeutet worden sei. Seine Augen blitzten. „Wer macht uns so etwas nach!" Exzellenz

von Beseler nickte und lächelte dazu, als dächte er: als wir uns vorgestern sprachen, glaubten wir noch nicht, daß es so schnell gehen würde.

Der Kaiser sah ebenso frisch und prachtvoll aus wie das letzte Mal, als ich ihn sah: ein Bild gesammelter Kraft und Energie, und er wird sich keine Ruhe gönnen, ehe nicht der Sieg vollständig und Deutschlands Zukunft unangreifbar gesichert ist.

Noch ein kräftiger Händedruck, und das Auto fuhr nach der Westseite des Festungsbereichs, wo einem andern Korps in derselben Weise der Dank des Kaisers abgestattet werden sollte.

39. Der Jahrestag der Schlacht bei Tannenberg.

Sonnabend den 28. August verließ ich bei Sonnenaufgang Warschau und fuhr die gewohnte Straße nach Osten. Zwischen den spärlichen Weidenbäumen öffnete sich eine weite Aussicht über wogende Felder, wo der Hafer geborgen wurde, und im Norden schimmerten oft zwischen Dickicht und Gebüsch die blauen Windungen des Narew hervor. Nördlich von Kacice lag, in üppiges Spätsommergrün eingebettet, Pultusk, eine Stadt von 22000 Einwohnern, die Hälfte davon Israeliten. Ich besuchte die aus dem Jahre 1448 stammende Kathedrale, das bischöfliche Kloster und den Palast, der kürzlich die Gefangenen von Nowo-Georgiewsk beherbergt hatte, das Benediktinerkloster mit den malerischen Ziegelmauern und dem alten runden Turm, und schließlich die alten Häuser am Markt, deren Mauern ehedem schwedische Kommandorufe gehört haben. Viele Häuser trugen in großen schwarzen Lettern die warnende Inschrift: Cholera! Das Verhältnis zwischen dem deutschen Militär und den Einwohnern war sehr gut. Oft sah man auf den Straßen vor der Stadt Fuhrwerke, die müde Flüchtlinge mit ihrer Habe aufgenommen hatten. Sonst herrschte auf der Straße nach Rozan, die keine Etappenlinie war, kein großer

Verkehr, und nur von Zeit zu Zeit begegneten mir Transportautos und kleine Trainkolonnen.

In dem furchtbar mitgenommenen Szeków hielt ich eine Weile, um noch einige letzte Aufnahmen von den Ruinen zu machen und besonders von der schönen, arg beschädigten Kirche. Auch von Ostrolenka war nicht viel stehengeblieben. Sogar der Gottesacker war von Granaten aufgerissen; Särge und weiße Gebeine lagen offen zutage. Vor der Stadt war ein großer Soldatenfriedhof. —

Bei Anbruch der Dämmerung erreichte ich dann die Stadt, wo jetzt das Hauptquartier Ost untergebracht war, und fand mich zu gewohnter Zeit beim Abendtisch des Feldmarschalls ein. Alles war wie früher, dieselbe unerschütterliche Ruhe und Siegesgewißheit. Ich berichtete von meinen Fahrten in Polen, und wir sprachen von den gewaltigen Wogen des Weltkrieges, wie sie immer höher gingen und auch immer wilder gegen die Küsten der neutralen Staaten brandeten.

Ich war gerade zu einem Feiertag gekommen, einem Festtag nicht bloß für die kleine Stadt, in der der Feldmarschall sich aufhielt, sondern für das ganze Deutsche Reich. Die Häuser waren mit Fahnen geschmückt, die Spaziergänger auf den Straßen in Feststimmung und Siegesjubel. Nur beim Feldmarschall war alles ruhig wie immer. Am Tage zuvor hatten die Offiziere des Hauptquartiers dem Helden von Tannenberg gehuldigt. Heute aber wollten auch die Bürgerschaft und die Bewohner der Umgegend den Jahrestag seines großen Sieges feiern.

Um $^1/_2$10 Uhr meldete ein Offizier den angekündigten Fackelzug. Hindenburg stand vom Tische auf, und wir traten mit ihm auf den Fußsteig vor seinem Hause hinaus. Der rote Schein von Tausenden von Fackeln, die von ostpreußischer Jugend getragen wurden, erhellte die Fassade, und das an der Spitze marschierende Musikkorps spielte einen Parademarsch. Vor dem Feldherrn bildete sich ein Kreis von Fackeln. Die ganze Straße war voll Menschen. Ein Gesangverein stellte sich auf und stimmte ein Lied

an. Als die letzten Töne verklungen waren, hielt der Bürgermeister eine Rede; er erinnerte daran, wie es vor einem Jahr an diesem Tag gewesen, als die Botschaft vom Siege bei Tannenberg wie ein Präriebrand über die Erde flog und überall Freude und Dankbarkeit weckte, wo Deutsch gesprochen wurde, in dieser Stadt, in der Provinz Ostpreußen, und im ganzen Deutschen Reich, in den Ländern, die am Kampf der Germanen teilnahmen, und bei den neutralen Völkern, die seine Bedeutung verstanden. Solange deutsche Männer und Frauen auf Erden lebten, würde die Erinnerung an diesen Tag nie untergehen. „Unsre kleine Stadt", so lauteten die letzten Worte des Redners, „hat vor allen andern Anlaß, den Jahrestag des Sieges bei Tannenberg zu feiern. Unser Heim war vom Verderben bedroht. Aber die starke Hand des Feldmarschalls rettete uns, als die Not am größten war. Nun hat unsre Stadt seit Monaten die Freude und Ehre, den großen Feldherrn zu beherbergen, und zur Erinnerung daran bitte ich um die Erlaubnis, einem Stadtteil den gefeierten Namen Hindenburg geben zu dürfen!"

Nachdem die donnernden Hurrarufe verklungen waren und der Chor noch ein Lied gesungen hatte, ergriff der Feldmarschall das Wort. Seine tiefe, kräftige Stimme klang laut über die Menge hin. In ruhigen, klaren, anspruchslosen Worten dankte Hindenburg für die Ehre, die ihm zuteil geworden, für Fackeln und Gesang und die Rede des Bürgermeisters. „Mir wird diese Stadt immer eine teure, unvergeßliche Erinnerung sein. Ein Teil meines Lebens ist in ihren Mauern verflossen. Möge sie sich entwickeln zum Segen und Glück für die Zukunft!" Nur ein Werkzeug in Gottes Hand sei er gewesen, und auch er würde nichts ausgerichtet haben, wenn er nicht neben sich solch ein Offizierkorps und solche Truppen gehabt hätte, die Schritt für Schritt Pflichtgefühl, Siegeszuversicht und Treue bis in den Tod bewiesen hätten.

Dann sprach Hindenburg davon, welches Glück es für ganz Deutschland sei, einen Herrscher zu haben wie Kaiser Wilhelm. „Hätten wir uns nicht in unerschütterlichem Vertrauen seiner ein-

sichtigen, mannhaften und kraftvollen Führung überlassen, so wäre diese Zeit der Prüfung nicht so vorübergegangen, wie wir sie überstanden haben." Zuletzt dankte er den jungen Fackelträgern und der endlosen Kinderschar mit den bunten Laternen. „Ich beglückwünsche euch, ihr Jungen, die ihr diese große Zeit habt miterleben dürfen, und ihr sollt und werdet diese Eindrücke in Zukunft fruchtbar machen für das Wohl des Vaterlandes! Widmet euer Leben und eure Arbeit dem Kaiser, unserm allerhöchsten Herrn, Preußens König, dient ihm in treuer Pflichterfüllung und vergeßt nie, daß er in schwersten Zeiten einigend und mahnend an eurer Spitze stand und nichts anderes erstrebte als euer Glück. Zu ihm eilen jetzt unsre Gedanken; deshalb ruft mit mir: Es lebe der Kaiser!"

Das Kaiserhoch ging über in die Klänge „Heil dir im Siegerkranz", und der lange Zug setzte sich wieder in Bewegung. Auf dem Hintergrund der flammenden Fackeln hob sich Hindenburgs Riesengestalt mächtig ab; er stand da wie ein Urbild germanischen Willens und germanischer Kraft. Den Mantel offen, die Hände auf dem Rücken, schaute er auf den wogenden Strom von Jugend, der sich mit brausenden Hurrarufen vorüberdrängte und in die Nacht hinauszog. Wie eine alte kernfeste Eiche erhob er sich über dem jungen Holz. Deutschlands Hoffnung und Zukunft sah er vor sich; Ernst, Stolz und Zuversicht las man aus seinen Zügen, aber sein Auge war feucht geworden.

Die letzten Nachzügler waren vorüber; keiner hatte vergebens darauf gerechnet, den Helden des Tages aus nächster Nähe zu sehen. Noch einmal blickte der Feldmarschall dem Schein der Fackeln nach, die langsam im Dunkel der Nacht verschwanden; dann kehrte er festen Schrittes ins Haus zurück. —

Wie sagt doch Tacitus von den Germanen?

„Ebenso weit entfernt von Habsucht wie von Herrschsucht leben sie in Ruhe und Frieden, reizen niemanden zum Krieg und belästigen ihre Nachbarn nicht durch Raub- und Plünderungszüge. Das

gerade ist ein glänzender Beweis ihrer Tüchtigkeit und Kraft, daß sie ihre überragende Macht nicht der Gewalttätigkeit verdanken. Doch sind sie stets schlagfertig, und wenn die Not ruft, stellen sie ein mächtiges Heer von Fußvolk und Reiterei ins Feld. Aber auch im Frieden genießen sie dasselbe Ansehen."

Diese Worte, die einer der größten Geschichtschreiber aller Zeiten vor 2000 Jahren über die Germanen geschrieben hat, gelten noch heute, und die Lügen der Feinde Deutschlands werden daran kein Iota ändern!

Druck von F. A. Brockhaus, Leipzig.

Sven Hedins Werke.

Der Name Sven Hedin ist ein Programm, ein Kennwort für Reiselust und Forscherdurst, für Wagemut und Unerschrockenheit (Schlesische Ztg.). Hedins Verdienst ragt über die Fachwissenschaft riesengroß empor; er lehrt uns, neue Teile der Erde mit den Augen des Kulturmenschen sehen. Mit um so größerer Freude bekennen wir das, als er selbst erklärt hat, daß die Wurzeln seiner Wissenschaft in deutschem Boden stecken (Konservative Monatsschrift). Von allen Forschungsreisenden der Gegenwart steht er uns menschlich am nächsten, denn es gibt keinen andern, der sich so unbefangen und vielseitig zeigt (Neue Hamburger Ztg.). Seine Erzählerkunst ist von einer zwingenden Objektivität; er berichtet die gefahrvollsten Abenteuer, die merkwürdigsten Wunder mit solcher Selbstverständlichkeit, daß man den schweren Ernst seiner Aufgabe oft verschwinden sieht. Es gibt wohl in der heutigen Reiseliteratur wenig Werke, die wissenschaftlich so bedeutsam und dabei als reine Unterhaltungsmittel so plastisch und fortreißend sind (Berliner Tageblatt). Er versteht es meisterhaft, im leichten Plauderton seine wissenschaftlichen Ergebnisse mitzuteilen, so daß man belehrt wird, ohne es zu merken (Vorwärts). An Hedin am meisten zu schätzen ist jedoch die geradezu geniale Art, wie er uns all die fremden Menschen, die entweder die wechselvollen Schicksale seiner Reisen teilten oder ihm auch nur flüchtig begegneten, vertraut und lebendig macht. Diese lebensvolle Menschenschilderung bildet unbedingt den Gipfelpunkt seines schriftstellerischen Könnens (Rud. Greinz im Deutschen Literaturspiegel). Wohl kein Geograph unserer Tage versteht es wie Hedin, die Resultate großer wissenschaftlicher Fragen mit dem liebevollen Auge des edlen Menschen zu sehen und zu schildern (Echo der Gegenwart). Zu alledem kommt noch, daß Hedin nicht nur ein Meister der geographischen Wissenschaft, eine auch in ihrer reinen Menschlichkeit interessante und fesselnde Persönlichkeit und glänzender Darsteller, sondern auch ein virtuoser Zeichner und Aquarellist ist und seine Werke nicht nur mit vortrefflichen Photographien, sondern auch mit einer Menge individuell gesehener Figuren- und Landschaftsbilder schmücken konnte (Düsseldorfer Ztg.).

Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig.

Sven Hedins Werke.

Kriegsbücher:

Ein Volk in Waffen. Den deutschen Soldaten gewidm… Mit 32 Abbildungen. M 1.—.

Ein Volk in Waffen. Dieselbe Ausgabe auf stärkere… Papier. Geh. M 2.—, geb. M 3.—

Ein Volk in Waffen. Große Ausgabe: 540 Seiten mi… 185 Abbildungen und 1 Kart… Geheftet M 8.—, geb. M 10.—

Nach Osten! Soldatenausgabe. Mit 27 Abbildungen. M 1.—

Nach Osten! Dieselbe Ausgabe auf stärkerem Papier. Gehefte… M 2.—, gebunden M 3.—.

Nach Osten! Große Ausgabe: etwa 540 Seiten mit 200 Ab… bildungen. Geheftet M 8.—, gebunden M 10.—

Ein Warnungsruf. (1912, vor dem Weltkrieg, erschienen.) Geheftet M —.50.

Reisewerke:

Durch Asiens Wüsten. Drei Jahre auf neuen Wege… in Pamir, Lop-nor, Tibe… und China. Mit 107 einfarbigen Abbildungen, 2 bunten Tafeln un… 5 Karten. 5. Auflage. Geheftet M 9.—, gebunden M 10.—.

Im Herzen von Asien. Zehntausend Kilometer au… unbekannten Pfaden. 2 Bände… Mit 347 einfarbigen und bunten Abbildungen und 5 Karten. 3. Auflag… Geheftet M 18.—, gebunden M 20.—.

Transhimalaja. Entdeckungen und Abenteuer in Tibet. Mi… 397 Abbildungen nach photographischen Au… nahmen, Aquarellen und Zeichnungen des Verfassers und mit 10 Karten… 2 Bände. 4. Auflage. Geheftet M 18.—, gebunden M 20.—.

Dazu Ergänzungsband. Mit 169 Abbildungen nach photographisch… Aufnahmen, Aquarellen und Zeichnungen des Verfassers und mit 4 Karten… 2. Auflage. Geheftet M 9.—, gebunden M 10.—.

Zu Land nach Indien durch Persien, Seistan und Be… lutschistan. Mit 308 Abbildunge… nach photographischen Aufnahmen, Aquarellen und Zeichnungen des Ve… fassers und mit 2 Karten. 2 Bände. Geheftet M 18.—, gebunden M 20.—

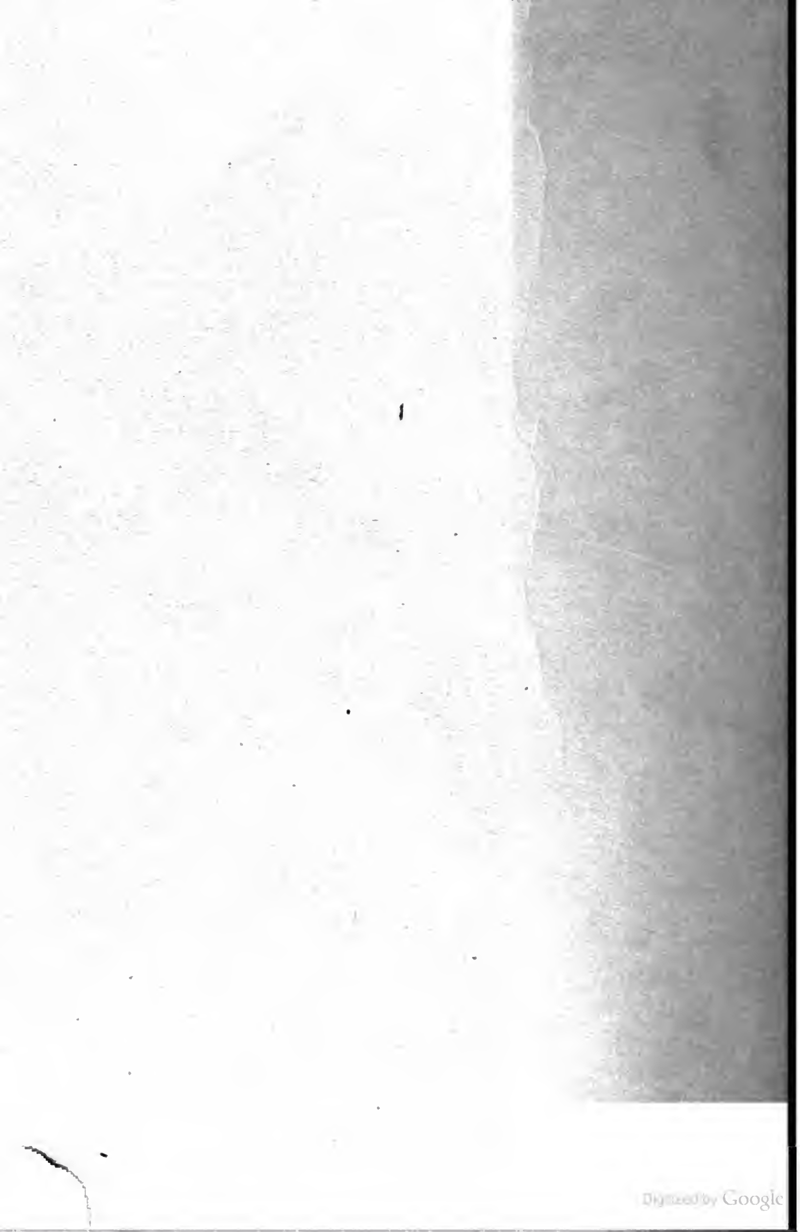
Volks- und Jugendschriften:

Abenteuer in Tibet. Mit 137 Abbildungen, 8 bunte… Tafeln und 4 Karten. 13. Au… lage. Gebunden M 8.—.

Von Pol zu Pol. Drei Bände; jeder Band in sich ab… geschlossen, reich illustriert mit bunte… und schwarzen Abbildungen und Karten und einzeln käuflich, geb. M 3.—

1. Band. Rund um Asien. — 2. Band. Vom Nordpol zum Äquato…
3. Band. Durch Amerika zum Südpol.

Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig.


Digitized by Google



